Königin Luise Ulrike und ihr Hof.

Roman

von

C. F. Ridderstad.

Aus dem Schwedischen

von

Dr. Gottlob Fink.

Erstes bis viertes Bändchen.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1856.

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Drottningholm.

Der Sommer 1755 war bereits vorüber. Wir befinden uns im Anfang Oktobers.

Der Hof verweilte noch in Dröttningholm, dessen Schloß und Parke mit denen von Versailles, nicht in Steifheit, aber in Schönheit, nicht in kokettirender Kunst, aber in Naturherrlichkeit wetteifern.

Was Karls X. Gemahlin, Hedwig Eleonore von Holstein, angefangen, das vollendete Adolf Friedrichs Gemahlin, Luise Ulrike.

Der Reichthum und die Symmetrie der architektonischen Massen des Schlosses zeugen noch heutigen Tags für die Genialität des Nicodemus Tessin.

In der wechselreichen Pracht der Parke und Gärten sieht man überall Natur und Kunst getreulich vereint, sich gegenseitig zu verschönern.

Auf der einen Seite wird Drottningholm von den leichten, blauen Wellen des Mälar geliebkost; auf der andern treten Haine und Gebüsche, Thäler und Höhen dem Auge entgegen.

Es war ein Herbsttag, aber mit einem klaren und reinen Himmel, einer milden und angenehmen Temperatur. Die Winde wehten noch keinen Frost

herbei, der Boden hatte sich noch nicht mit einem Perlband von Eis bekleidet.

Die Jahreszeit hatte den grünen Schmuck der Parke und Haine gebleicht; die gelben Blätter fielen, sterbende Erinnerungen an einen entschwundenen Sommer, seufzend hinab in ihre Vergänglichkeit. Die Natur schien von einem tiefen Gefühl der Ergebung ergriffen zu sein. Die Sonne lächelte zwischen leichten Wolken hervor; aber es war beinahe ein Lächeln durch eine helle Thräne.

„Wollen wir nicht weiter gehen, lieber Daniel? Hier ist es ja höchst langweilig."

Kein Zug bewegte sich im Gesichte des Angeredeten. Er schaute unverwandten Blicks auf einen Gegenstand gerade vor ihm und schien kein Wort gehört zu haben.

„Da vorn auf dem Schloßhof wimmelt es von hübschen Uniformen, von Höflingen und Soldaten," fuhr die erste redende Person murrend fort, „und wir sitzen da, als wären wir der ganzen Welt überdrüssig. Als Du mich heute früh hieher verlocktest, da versprachest Du mir einen recht lustigen Tag, und nun ist's etwas Schönes geworden. Kann es Dir Kurzweil machen, beständig auf einem Fleck zu sitzen und unaufhörlich nach einem einzigen Ort zu schauen? Wenn ich nur wenigstens wüßte, was Du so ansiehst! Komm, Daniel, laß uns hinabgehen. Siehst Du das Boot nicht, das so eben da unten an der Brücke angelegt hat? Ach wie zierlich, wie zierlich! Gewiß will der König selbst hinaus und ein wenig herumsegeln. Komm jetzt mit, komm!"

„Still, Schwester, still!"

„Du bist ein wahrer Barbar. Soll ich jetzt obendrein auch noch schweigen? Das ist unerträglich. Aber ich schweige durchaus nicht . . . nein, das thue ich nicht. Warum sollte ich nicht reden dürfen?"

Ein Ausruf war Daniels einzige Antwort.

„Ah, siehst Du, da oben hat sich Etwas im Fenster gezeigt . . . siehst Du . . ."

„Du bist verrückt, Daniel. Wäre ich nicht nahe daran, vor Verdruß zu weinen, so würde ich Dich wahrlich auslachen."

Daniel wandte sich gegen seine Schwester.

„Weinen . . . sagtest Du . . . lachen . . ."

„Nun, so faß mich doch nicht so fest am Arm; meine Arme sind keine Zaunstücke. Du begreifst doch . . ."

„Ich begreife, Clara, ich begreife sehr gut . . ."

„Das ist mehr als ich hoffte; mir kommst Du ganz unbegreiflich vor."

Clara war ein hübsches Kind von siebzehn Jahren; aber mit siebzehn Jahren ist ein Mädchen kein Kind mehr. Sie weiß da bereits, daß es Liebe in der Welt gibt, und sie ist im höchsten Grad neugierig zu erfahren, wie das Ding aussieht.

Ihr Bruder Daniel war ungefähr neunzehn Jahre alt und hatte ein vollkommen ausgebildetes Gesicht. Um schön zu sein, waren seine Züge zu markirt, und überdies war er gar zu mager. Nichtsdestoweniger lag etwas Ungewöhnliches und Eigenthümliches in seiner ganzen Erscheinung. Der Ausdruck war voll Kraft und Kühnheit, aber mit etwas Wirrem, um nicht zu sagen Wildem, gepaart. Er war groß von

Wuchs, aber doch mehr in die Höhe geschossen, als gereift und ausgebildet.

„Ich begreife, daß ich wahnsinnig bin, Schwester," antwortete er; „ich begreife, daß man mich in ein Narrenhaus einsperren sollte, ich begreife, daß ich von einem unsäglich großen Unglück überfallen worden bin, ohne daß ich die Macht habe, es zu bekämpfen. Weine Du, Schwester, ich meinerseits will lachen."

Daniel lachte wirklich.

„Ein armer Teufel wie ich — ein ganz gewöhnlicher Lump — ein armseliger Schlucker — ein unnützer Wurm — welch' eine unerhörte Dummheit hat mich erfaßt, welch' ein Schwindel von Narrheit, welch' eine schreckliche Selbstbetrügerei! Niedergedrückt von den dringendsten Bedürfnissen des Augenblicks, ohne alle Zukunft, wage ich in einen Himmel zu blicken. Was meinst Du, Schwester? mag dies wohl eine Verlockung des Satans oder eine Eingebung Gottes sein?"

„Jetzt schwatzest Du wieder in's Blaue hinein, Bruder Daniel. Daß Du ein wenig verrückt bist, begreife ich wohl; aber was kümmere ich mich um all' das Zeug? Wenn ich bei Dir bin — und das geschieht nicht oft — so meine ich, Du solltest auch ein wenig an mich denken. Warum gehen wir nicht da hinab und schauen uns ein wenig um?"

Das Bild, das der Schloßhof darbot, war unstreitig sehr lebhaft. Gruppen von Leibtrabanten und anderem Militär gingen auf und ab. Der Tag war heiter und angenehm. Man schien den letzten Athemzug der schönen Jahreszeit genießen zu wollen.

Eine der königlichen Schaluppen, mit reichen Goldzierrathen geschmückt, hatte so eben am Quai angelegt. Um die Ruder, die von rüstigen jungen Leuten in blauen und gelben Aufzügen, mit dem Reichswappen auf ihren Glanzlederhüten, gehandhabt wurden, perlte das Wasser wie Diamanten schimmernd im Sonnenstrahl. Die da und dort auf dem Schloßhof zerstreuten Gruppen gingen nach dem angekommenen Fahrzeug zu.

„Wenn Du mich nicht begleiten willst," bemerkte Clara, „so gehe ich bestimmt von Dir weg."

Hastig griff Daniel ihr mit der einen Hand wieder in den Arm, und mit der andern deutete er nach der großen Schloßtreppe.

„Siehst Du da?"

„Barmherziger Gott, wie närrisch Du bist! Du erschreckst mich zu Tode."

„Sie geht die Schloßtreppe hinan."

Clara war beinahe böse.

„Wer ist denn diese sie, von der Du so beständig sprichst?" fragte das Mädchen verdrießlich.

„Wer sie ist?" wiederholte Daniel. „Das ist sie," fügte er dann ganz kurz hinzu.

So räthselhaft die Antwort lautete, so öffnete doch Clara ihre Augen weit. Sie waren nie schöner und größer gewesen, als eben jetzt.

„Ach Bruder," lachte sie, „jetzt fange ich an, Dich zu verstehen."

„Mich zu verstehen?"

„Ich habe einmal gelesen, daß alle Verliebten etwas närrisch seien."

Daniel senkte seinen Kopf.

„Sollte es möglich sein,“ fuhr Clara mit weitgeöffneten Augen fort, „daß umgekehrt auch alle närrischen Leute ein Bischen verliebt sind?“

Clara lächelte und schwieg schalkhaft.

„Antworte mir, Daniel,“ vollendete sie dann, „liebst Du?“

Daniel schlug wiederum seinen Blick auf und betrachtete das Mädchen. Ihre Worte durchbebten sein Herz mit wundersamem Klange. Noch in den Jahren, wo die Welt dem Jüngling blos in unregelmäßigen Formen vorschwebt, hatte ihn eine Leidenschaft erfaßt, bei deren nächtlichen Flammen zum ersten Mal das Bewußtsein, nicht blos seines eigenen Gefühls, sondern auch seiner eigenen Stellung, in ihm erwachte. Lange wollte er die Leidenschaft sich selbst nicht gestehen, noch länger trug er sie verborgen in seiner Brust; aber sie wirkte immer mächtiger und mächtiger nach außen auf seine Gedanken und Handlungen. So lange er sie blos als einen unverstandenen Seufzer in sich trug, blühten so viele schöne Träume auf, und er genoß dabei das nur lebhaften Seelen eigene Glück, daß er immer neue Räthsel zu lösen hatte; aber kaum war er zum Begriff seiner Lage erwacht, kaum hatte er den Namen seines Gefühls erfahren, Etwas von seiner Tiefe und Höhe ermessen, als es auch mit gewaltsamem Drang losbrach, als ein heftiger Sturm, der die schönen Träume verheerte, seine Gedanken verdüsterte und seine Handlungen aus allen Geleisen der Ordnung trieb. Wohl bestand sein höchster Wunsch darin, den Gegenstand seiner Hingebung nur sehen zu dürfen, in ihre Nähe zu kommen, zu wissen, wo

sie sei und was sie thue; aber dies war bereits weit mehr, als seine Stellung in der Gesellschaft gestattete. Darum wurde sein Herz von Qualen zerfleischt, die Tag und Nacht nicht abließen. Früher ruhig und zufrieden mit seiner Stellung, empörte er sich jetzt wider dieselbe. Warum war ihm Reichthum, Geburt und Rang versagt? Warum wurden redliche Gesinnung und ein warmes Herz nicht genügend erfunden? Er war ein junger Thor, dürfte Mancher sagen; allerdings, weil er zu den Unglücklichen gehörte, denen die Natur einen andern Posten anweist als die Gesellschaft. Diesen Leuten ist ihr Loos vorgezeichnet: sie müssen sich durch's ganze Leben durchkämpfen, um im besten Fall über sich selbst zu siegen und tief in die Entwicklung der Gesellschaften einzugreifen, oder sich in sich selbst zu verzehren und von der Gesellschaft zermalmt zu werden.

Nur in einer einzigen Beziehung hatte er bis jetzt seine Stellung begriffen. Er sah nämlich deutlich ein, daß er sich nur Hohn oder Mitleid zuziehen würde, wenn er irgend Jemand enthüllte, was in seinem Innern vorging. Mit einer in seinen Jahren seltenen Festigkeit verschloß er sich also in sich selbst.

Nur seine Schwester, die einzige freundliche und kosende Gespielin seiner Gefühle, ließ er manchmal von Ferne einen Blick in sein Mysterium werfen.

Aber nichtsdestoweniger trug er auch bei ihr Scheu, sich gänzlich zu entschleiern, weil er sie zu sehr liebte, als daß er ihren noch so kindlichen Frieden hätte stören mögen.

Während des so eben mitgetheilten Gespräches

hatte er sich jedoch weniger als je zu beherrschen vermocht. Sie hatte entdeckt, daß er liebte. — Aber wen? — Sie wußte es nicht, aber sie freute sich schalkhaft über ihre Entdeckung.

Daniel, der ihr Alles anvertraut zu haben glaubte, wurde von ihrer ungekünstelten und kindlichen Bemerkung überrascht.

„Ist's möglich," wiederholte er ihre Frage bei sich, „liebst Du?"

Die Frage war wie ein Ton von einer Seraphsharfe gekommen.

Lange hatte kein Wort so lieblich durch seine Seele geklungen, kein so milder Hauch sein Herz berührt.

„Ach ja, Schwester," antwortete er also, „ich liebe, zu meinem Entsetzen und zu meiner Verzweiflung. Es ist Wahnsinn — ich weiß es — in meiner Stellung mich einer Neigung hinzugeben, die mich, sogar in meinen eigenen Augen, zum Narren macht. Sie — ein Engel . . ."

Ein Strahl der lebhaftesten Freude spielte wieder in Clara's Gesicht.

„Ein Engel — gut, Brüderchen, ganz gut! Wenn ein Mann ein Mädchen zu lieben wagt, so muß sie immer in seinen Augen der allerholdeste Engel werden. Sonst wäre eine solche Liebe nicht viel werth. Nun weiter?"

„Ein . . ."

„Nun wohl, ein . . ."

Aber Daniel antwortete nicht . . . er hörte sie nicht einmal mehr . . . er hatte das ganze Gespräch vergessen. Seine Aufmerksamkeit war wieder auf die

Schloßtreppe geheftet. Seine Seele schien in jedem Blicke dorthin zu fliegen.

„Bleib' hier," sagte er endlich, „ich komme sogleich zurück."

Clara starrte ihm verwundert nach.

„Ganz bei Trost ist er doch nicht," murmelte sie vor sich hin. „Aber warum soll man denn halb verrückt sein, wenn man liebt? Wenn ich mich je verliebe," vollendete sie ihren Gedankengang, „so werde ich sehr verständig zu Werke gehen, sehr klug, sehr nüchtern und vernünftig."

Welch' ein Thema mit tausend Variationen für ein junges Mädchen!

Es war das erste Mal, daß Daniel seinen Gedanken Luft geschafft, das erste Mal, daß sein Herz seine Bekümmernisse ausgehaucht, das erste Mal, daß seine Seele die schwere Kette des Schweigens gebrochen hatte. Dies war ein Glück, das er noch nie empfunden.

Er hatte auf der Schloßtreppe wieder dieselbe Dame entdeckt, die er kaum zuvor da gesehen hatte, und ob er sich nun täuschte oder nicht, er glaubte einmal, sie . . .

Der Gedanke, den langen Weg nach der Hauptstadt zurückkehren zu müssen, ohne sie gesehen zu haben, hatte seit mehreren Stunden seine Verzweiflung ausgemacht.

Koste es was es wolle, er nahm sich vor, sie jetzt nicht mehr aus dem Auge zu lassen.

Raschen Schritts eilte er in den Schloßhof hinein und auf die Treppe zu.

Noch standen da und dort Gruppen von Höflingen, im Gespräche begriffen.

Nicht ohne ein gewisses Gefühl von Furcht und Verlegenheit eilte er zwischen ihnen vor. Ihr prächtiger Aufzug entging ihm nicht. Die schimmernden Stickereien und die glänzenden Farben ihrer sammtenen und seidenen Gewande blendeten ihn. Unwillkürlich senkte er dabei seinen Blick auf sich selbst. Sein Rock war alt und abgenutzt, seine Weste schadhaft. Das schnitt ihm in's Herz. Mit einem Fluch über sein Schicksal stand er einen Augenblick im Begriff umzukehren; aber die Macht, die ihn vorwärts zog, war unwiderstehlich.

Mit stolzer, beinahe drohender Stirne und mit feurigen, beinahe herausfordernden Blicken eilte er an ihnen vorbei.

Im selben Augenblick, wo er an die erste der fünf Arcaden kam, die in den Vorhof des Schlosses führen, begab sie sich auf der andern Seite in den Park hinaus. Ungeduldig wollte er die Treppe hinauf, um ihr nachzustürzen; aber auf einmal kreuzten sich zwei Gewehrkolben vor ihm.

„Zurück!" scholl es ihm entgegen.

So wurde der junge Tollkopf, mitten in seinen unbändigen und überspannten Phantasien, in die nackte Wirklichkeit zurückgeworfen.

Tausend Gedanken fielen dabei auf einmal wie ein Platzregen über seine Seele.

„Warum darf ich nicht weiter gehen?" fragte er jedoch, „ich habe nichts Böses im Sinn."

„Fort, Schlingel!" antworteten die Soldaten blos; „pack' Dich, Du Tölpel!"

Bei einer andern Gelegenheit hätte dieser Ausdruck vielleicht seine ganze Blutmasse in Bewegung gesetzt; in diesem Augenblick aber machten die Soldaten selbst einen tiefen Eindruck auf ihn: er fühlte, daß es eine Macht war, die vor ihm stand; es war dies eine neue Erfahrung, die ihm einen neuen Gedanken eingab. Er hatte indeß jetzt keinen Augenblick zu verlieren. Sie war in den Park hinausgegangen, er mußte ihr nach. Ohne weiter ein Wort zu wechseln, eilte er um das Schloß herum. Der Park stand offen. Er trat hinein und fühlte sich überglücklich, da zu sein.

Nicht blos große Kapitalien stecken in den Parken oder sogenannten Lustgärten von Drottningholm; man sieht da auch, was noch mehr ist, Genie und Geschmack angelegt.

Daniel war in den sogenannten französischen Garten hineingekommen, der jetzt bei weitem nicht mehr das ist, was er damals war.

Auf beiden langen Seiten von dreifachen hohen und alten Alleen umgeben, macht der erste Anblick einen großen Eindruck.

Innerhalb dieses Rahmens, der gewaltige Schatten wirft, ringeln sich frische Graspläne mit zierlichen Blumenrondellen um einander.

Ein hoher Springbrunnen warf seine schimmernden Strahlen gerade vor dem Platz, wo Daniel stand. Kleine, in zierlichen Farben wechselnde Regenbogen glänzten und verschwanden unaufhörlich, wie luftige Fransen, im Fall der klaren Wasserbogen. Daniel hatte einen zu offenen Sinn für alles Wahre und Große, als daß das Gemälde, das vor seine Augen

trat, ihn nicht hätte anregen müssen. Es ist das glückliche oder unglückliche Schicksal des Naturmenschen, daß er sich leicht hinreißen läßt; glücklich, weil es ihm große augenblickliche Genüsse schenkt, unglücklich, weil es ihn oft von der nothwendigen, praktischen Richtung der Umstände abführt. Noch lebte auch Daniel mehr im innern Leben seiner Gefühle, als im Gebiet der Erfahrung und des prüfenden Verstandes. Ohne an einen Widerstand zu denken, überließ er sich seinen Eindrücken. Er genoß auch nicht blos flüchtig jede Rose, die ihm der Augenblick darbot, sondern er verwahrte sie in seiner Brust wie in einem Herbarium und drückte sie sehr oft sammt den Dornen an sein Herz, bis es blutete.

Irrend flogen seine Blicke umher, nach derjenigen suchend, die ihn hieher verlockt hatte; aber als er kein einziges Wesen entdeckte, sondern den Park ganz öde und leer sah, da wandte sich seine Aufmerksamkeit allmälig mit neugieriger Bewunderung den ihm so neuen und unbekannten Gegenständen zu. Er fühlte sich zwar fremd in diesem großen schönen Saale der Natur; aber es fiel ihm doch nicht ein, daß er kein vollkommenes Recht besaß, hier lustzuwandeln.

Mit Verwunderung betrachtete er die Tritonen, die weiterweg zwei neue Cascaden bildeten; er verweilte bei dem mit der Schlange kämpfenden Hercules, einer aus Metall gegossenen Bildsäule auf einem Postament von gehauenem Stein mit weißen Marmorrändern; er bewunderte nach einander Adonis und Venus, Actäon mit dem Bogen, Pluto mit dem dreikantigen Zepter, Venus mit dem Schwan, Asträa

mit ihrer Urne, Laokoon mit seinen Söhnen und den mit einem Jungen spielenden Bacchus, sämmtlich Bilder von Erz. Dann betrat er die vier Terrassen, den schönsten Schmuck des Gartens. Hier trat ihm eine Ueberraschung um die andere entgegen: Pyramiden, Kugeln und Colosse von gewaltigen, dunkelgrünen Zweigen; saalartige Plätze mit grünen Wänden von dichten Hecken, umgeben von Gängen und hohem, düsterem Buschwerk; weiterhin öffnete sich vor ihm ein Theater mit Parterre, Amphitheatern und grünenden, wachsenden Coulissen, vor denen eine majestätische Gestalt in schneeweißem Marmor — Apollo — sich auf einem Piedestal von derselben Steinart erhob.

In dieses wunderbare Labyrinth hineingekommen, vergaß er alles Andere.

Aus dem sogenannten französischen Garten führte ihn der Weg in den englischen Lustpark. Hier zeigte sich eine freiere, frischere Natur. Die Scenerie regte ihn hier ganz anders an. Ein Bach floß an seinen Füßen vorbei, er folgte seinen Krümmungen. Das Wasser lief zwischen dunkeln Gebüschen, schlingenden Hecken und Gruppen von prachtvollen Büsten über seinen mit Kieseln bedeckten Boden hin. Es war so schweigsam, so feierlich, so tief still um ihn her. Ein Schwan bog jetzt um eine Landspitze: er floß gleichsam, als würde er von den Wogen blos fortgetragen.

Aber auf einmal wurde die tiefe Stille gestört, die ihn umgab. Gelächter und Worte schallen an seine Ohren. Er schaute auf, bemerkte aber noch Niemand. Die Laute kamen immer näher und näher

von der andern Seite des Baches her. Es waren offenbar Kinder, die mit einander schwatzten und lachten, Kinder, die spielten.

Eine Weile verging.

Er war bis an den Rand des Wassers vorgetreten und suchte die Schwäne an sich zu locken.

Mittlerweile sprangen drei Jungen am Ufer entlang auf der andern Seite vorbei. Er schenkte ihnen weiter keine Aufmerksamkeit.

Einige Augenblicke später vernahm er jedoch einen Nothschrei. Er kam vom jenseitigen Ufer, aber weiter oben her.

Daniel ergriff einen vorstehenden Zweig und beugte sich über den Bach hin, um zu sehen, ob irgend eine Gefahr um den Weg sei. Vergebens, er sah Nichts. Er strengte alle seine Kräfte an und beugte sich noch weiter über das Wasser hinaus. Jetzt entdeckte er zu seinem Schrecken, wie einer der Jungen, der vermuthlich im Verlauf des Spiels auf einen Baum geklettert war, an einem Aste hing, der über dem Wasser schwankte. Daniel besann sich nicht länger. Das Wasser war nicht sonderlich breit; die Tiefe konnte er nicht berechnen.

Mit einem Sprung befand sich Daniel bereits im Wasser. Er ging schnell voran. Das Wasser stieg immer höher; der Boden hörte auf, er mußte schwimmen; es war kalt, aber er spürte es nicht — er brannte. Sobald er hinübergekommen war, sprang er an's Ufer und eilte blitzschnell nach dem Ort, wo die Gefahr zu drohen schien.

Er hatte richtig vermuthet. Es waren wirklich die drei Jungen. Das Verhältniß war nicht schwer

zu begreifen. Der am Baum Hängende war hinaufgeklettert, der Zweig war gebrochen, aber im Fallen hatte der Wildfang glücklicher Weise einen andern Zweig erfassen können. Inzwischen kam das Nothgeschrei nicht von dem bedrohten Jungen; er schien vielmehr zu lachen über die Angst, die seine Lage den andern einjagte.

Daniel nahm sich nicht Zeit, die Knaben lange anzuschauen, aber das entging ihm nicht, daß der eine von ihnen, der um Hilfe rief, ganz schwarz war: es war ein Negerjunge.

Mit einem raschen Sprung war Daniel bald auf dem Baum, und nun begab er sich vorsichtig auf einen Ast hinauf, von wo es ihm gelang, den in der Luft zappelnden Jungen an sich zu ziehen. Mit einem Sprung stand er bald wieder auf dem Boden, den Geretteten in seinen Armen haltend. Ehe er ihn abstellte, schaute er ihm in's Auge: es war voll von Sonnenlicht, von strahlender Dankbarkeit. Daniel fühlte sich überglücklich, ihm geholfen zu haben.

Kaum hatte er den Jungen abgestellt, so hörte er Tritte in seiner Nähe. Als er sich umwandte, begegneten seine Blicke denen einer Frau von so majestätischer Schönheit, daß er unwillkührlich ehrfurchtsvoll seine Mütze abnahm. Geist und Seele strahlten aus ihren Augen, Stolz und Muth lagerten auf ihrer Stirne. Daniel trat einen Schritt zurück.

„Du bist ein flinker Jüngling," redete sie ihn endlich an. „Wie heißest Du, mein Freund?"

Die Stimme war so freundlich, daß Daniel ganz muthig wurde.

„Mein Name ist Schedvin," antwortete er, „Daniel Schedvin."

„Was ist Dein Vater?"

„Er ist todt."

„Und er war?"

„Ein herabgekommener, armer Handwerker."

„Dann bist Du wohl auch Handwerker?"

„Ich? Nein ... ich bin," fügte er mit gesenkter Stimme hinzu, „Nichts."

„Was gedenkst Du aber zu werden?"

„Ich weiß nicht. Als mein Vater starb, war ich in der obersten Classe in der Jacobsschule. Seitdem ..."

„Seitdem?"

„Seitdem ... habe ich Nichts gethan."

„Das ist gefährlich, mein Freund, in Deinen Jahren. Besinne Dich jetzt, was Du werden willst, und komm dann zu mir, so werde ich Dir zu helfen suchen. Deine Mutter lebt wohl noch?"

„Ja."

„Nimm dies hier," sie drückte ihm eine Börse in die Hand, „und bring's Deiner Mutter. Im Uebrigen erinnere Dich wohl, was ich Dir gesagt habe."

Sie gab ihm hierauf einen Wink, und er begriff, daß er abziehen solle. Aber er blieb stehen. Die Börse brannte in seiner Hand. Er hatte noch niemals eine Gabe empfangen. Er schämte sich und wußte nicht, ob er sie behalten sollte oder nicht. Die Dame schien ihn zu verstehen. Ein anmuthsvolles Lächeln flog über ihr Gesicht.

„Du hast mir einen großen Dienst erwiesen,"

sagte sie dann; „wenn Du meinem Sohne nicht das Leben gerettet hast, so hast Du ihm doch aus einer peinlichen Lage geholfen. Sieh' hier," fügte sie hinzu, indem sie einen kleinen Goldring vom Finger streifte, „das Mutterherz will Dir auch ein kleines Andenken geben. Vielleicht hat das größeren Werth für Dich?"

Daniel war nie so seelenvergnügt gewesen wie in diesem Augenblick: er meinte ein besserer Mensch zu sein als je zuvor.

Mehrere Personen näherten sich jetzt von den Gängen rundum. Daniel zog sich zurück. Obschon in der Ferne, hörte er, daß sehr ernste Vorwürfe gemacht wurden.

„Du bist schon so alt, Gustav," sagte die unbekannte Dame, „daß Du Dich nicht hättest auf diese Art in Gefahr begeben sollen. Was hattest Du auf dem Baume zu schaffen?"

„Ich sah einen Apfel droben: einen einzigen."

„Da oben? Du hättest einsehen müssen, daß er viel zu hoch für Dich saß."

„Zu hoch? Für mich? Sehen Sie, Mama, hier habe ich ihn. Es hat mir viel Freude gemacht, ihn zu greifen. Er saß hoch, hoch oben."

„Das ist etwas Anderes, Gustav. Wenn man kühn ist und es gelingt, so ist Alles gut. Aber sei ein ander Mal vorsichtiger. Jetzt hätte Dich der Apfel beinahe das Leben gekostet. Sonst . . ."

Die Fortsetzung entging Daniel; aber nach einer Weile hörte er wieder.

„Und Du, Karl?"

„Ich stand unten, Mama,“ antwortete er, „und rief um Hilfe.“

„Wolltest Du nicht mit Gustav um den Apfel wetteifern?“

„Das wollte ich nicht, Mama; aber nachdem Gustav ihn bekommen hatte, glaubte ich mit ihm theilen zu dürfen.“

Daniel war an der Biegung des Weges stehen geblieben und konnte sich's nicht versagen, durch die Hecke hindurch zurückzublicken.

Das schwarze Gesicht des Negerjungen grinste boshaft.

„Ich will sagen, was Karl dachte,“ bemerkte er, indem er seine Gesichtszüge noch ärger verzerrte.

„Nun, was dachte er denn?“

„Er dachte, wenn Gustav in den Kanal gefallen und umgekommen wäre, so hätte er den Apfel geerbt.“

„Pfui, Badin, pfui!“

Daniel hatte eine Handlung verrichtet, die ihm einen höchst ungewöhnlichen Beifall erworben. Ohne die besondere Bedeutung der Handlung und des Beifalls unterscheiden zu können, hoben ihn doch beide in seinen eigenen Augen.

Nach dem kalten Bad fühlte er sich etwas erschöpft; aber er war noch in den Jahren und bei dem Humor, wo man solche Kleinigkeiten nicht anschlägt. Er schüttelte sich blos wie ein Hund, der aus dem See kommt; damit war seine Toilette gemacht.

So langsam er vorher durch den Park gewandelt

war, so hastig verließ er ihn jetzt, denn er sehnte sich, seine Schwester zu treffen und ihr das Vorgefallene erzählen zu dürfen.

Gleichwohl beschäftigten ihn einige unklare Gedanken, während er vorwärts eilte.

„Diese Dame hat mich ermahnt, Etwas zu werden. Sie hat Recht, ich muß Etwas werden. Aber was?"

Er erinnerte sich dabei der zwei Soldaten, die ihm an der Schloßarcade mit ihren Kolben den Weg versperrten.

„Soldat?" wiederholte er. „Warum nicht? Man ist da doch Etwas. Auch ist es leicht, Soldat zu werden. Ich habe bereits Anerbietungen erhalten. Habe ich einmal die Uniform an, so kann ich mich dieser Dame zeigen, die mir weiterzuhelfen versprochen hat."

Hier hielt er jedoch auf einmal inne in seinen Betrachtungen.

„Aber, mein Gott," murmelte er halblaut, „ich weiß ja nicht, wer sie ist."

Einen Augenblick verdüsterten sich seine Gedanken über diese Ungewißheit, und er kam sogar auf die Idee, zurückzukehren und zu fragen, wer sie sei. Aber im nächsten Augenblick setzte er seinen Weg fort, und der kühne, entschlossene Ausdruck in seinem Gang und Gesicht kehrte wieder.

„Ich will ein Soldat werden," beschloß er jetzt. „Ein braver Soldat," fügte er hinzu, „bringt sich immer fort."

Er erwartete seine Schwester da zu treffen, wo

er sie verlassen hatte; aber als er an Ort und Stelle kam, fand sie sich nicht vor.

Er schaute sich unruhig um.

Während seiner langen Abwesenheit hatte die königliche Schaluppe eine Fahrt auf den See hinaus gemacht, von wo sie jetzt zurückkehrte.

Sie war voll von Leuten vom Hof, Damen und Herren unter einander; die Harmoniemusik, die vorn saß, blies ein wehmüthiges Stück, und unter abwechselnden tiefen und schmachtenden Tönen glitt das Boot dahin.

Um den Landungsplatz hatten sich von allen Seiten her Leute versammelt. Daniel ahnte, daß die Neugierde auch Clara dahin geführt habe.

Leichtern Sinnes, als er das erste Mal den Schloßhof passirt hatte, schritt er seines Wegs.

Die Schaluppe näherte sich dem Quai. Vom schönen Wetter verlockt, hatte der Hof zum letzten Mal die frische Seeluft und das angenehme Geschaukel auf der klaren Wasserfläche genießen wollen. Nur die Königin hatte sich das Vergnügen versagt, an der Ausfahrt Theil zu nehmen; ehe sie nach verbrachtem Sommer in die Hauptstadt zurückkehrte, hatte sie von theureren Lieblingsplätzen Abschied zu nehmen. Das zierliche kleine Lusthaus China, diese phantastische Schöpfung in einer der zauberhaftesten Gegenden des Parks, bildete dabei vielleicht den Gegenstand ihrer wichtigsten Gedanken. Wer weiß jedoch? In Luise Ulrikens Kopf hatte das Genie eine ganze Werkstatt, wo mancherlei Pläne geschmiedet wurden. Aber der König, den seine Gemahlin

selbst dazu überredet hatte, stellte sich an die Spitze der Wasserparthie, die daher auch sehr zahlreich und glänzend ausfiel.

Der Mälar war an diesem Tag spiegelklar: kein Wind kräuselte seine Fläche, nur die Ruder durchschnitten in gleichem Takt die blaue Woge. An mehreren Stellen hatten die Ruderer ausruhen dürfen, bald im tiefen Schatten eines hohen Holms, bald zwischen vorspringenden Landspitzen, die mit dunkeln Fichten und hohen Tannen gekrönt waren. Die Musik hatte hier aufgespielt, das Echo hatte den Tönen aus tausend Klüften geantwortet, und die Zuhörer hatten den letzten Seufzer der ersterbenden Accorde in ihrer eigenen Brust genossen.

Belebt von der frischen Seeluft, kam die Gesellschaft an's Land zurück. Die Musik verstummte — jedoch nicht mit dem letzten Ruderschlag.

Der König war der Erste, der auf das Quai stieg.

Einige Monate vorher hatte er sein sechsundvierzigstes Jahr angetreten.

Nach dem damaligen Gesellschaftsvertrag hätte kein passenderer König auf Schwedens Thron sitzen können.

Er hegte reine Wünsche für des Vaterlandes Wohl; Macht besaß er nicht.

Seine Handlungen trugen mehr das Gepräge eines guten Herzens, als eines scharfen Verstandes.

Als König zwischen die erweiterte Macht des Rathes und das ehrsüchtige Genie seiner Gemahlin gestellt, mußte er seinen eigenen Purpur erblassen sehen.

So hart jedoch die Formen waren, zwischen welche die Vorsehung ihn eingepreßt hatte, so drang sein freundliches Wesen gleichwohl zum Volke.

Er entsprach dem Begriff eines guten Familienvaters in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts.

„All' die Frömmigkeit, die seinen Charakter ausmachte, leuchtete aus seinen Augen, all' die Einfalt, welche die freiheitsliebendste Nation beruhigen konnte," sagt einer seiner Commentatoren.

„Kein Monarch," bemerkt Geijer, „war mehr geeignet, sich durch die Liebe seines Volks eine Erweiterung seiner Macht zu erwerben, keiner war weniger geschaffen, eine solche gewaltsam an sich zu reißen."

So wie er sich in seinen Handlungen zeigte, stellte er sich auch in seinem äußern Wesen dar. Man erkannte denselben Stempel.

Seine physische Erscheinung war einnehmend und verbindlich, aber ohne Energie. Untersetzt und von mittlerem Wuchs, hatte er das volle freundliche Gesicht, das auf Herzensgüte, aber weder auf Scharfsinn noch auf Entschlossenheit hindeutet. Den blauen Augen mangelte alles wirkliche Leben. Sein Gang war angenehm, aber nicht imponirend.

Einer seiner Günstlinge behauptete, er sehe sogar mit dem Rücken gnädig aus.

Mit einer Güte, die zum Herzen drang, grüßte er das Volk, das sich auf dem Quai gesammelt hatte. Die Ergebenheit, die es für ihn hegte, äußerte sich in einem lang andauernden Beifallsgemurmel. Wie zufrieden leuchtete daher jetzt sein Blick! Kein Juwel

in seiner Krone war ihm so kostbar, wie die Liebe des Volkes.

Die Schaluppe hatte inzwischen ihre hochherrliche Fracht ausgeladen. Cavaliere und Damen bewegten sich um einander her, alle heiter und erfrischt von der lieblichen Ausfahrt. Der König nahm seinen Weg nach dem Schlosse. Es war ein prachtvoller, ein reicher, fröhlicher Zug, ein lebendiger Sonnenfächer von Schönheit und Reichthum um ihn her.

Daniel kam just in dem Augenblick, wo der König an's Land stieg, bei der Brücke an.

Auch auf ihn machte der sanfte und freundliche Ausdruck im Wesen des Monarchen einen lebhaften Eindruck. Aber die Pracht des ganzen Aufzugs blendete seinen Blick noch mehr. Mit erwachender Ehrbegier beneidete er jeden Theilnehmer.

„Ich muß Soldat werden," dachte er auf's Neue. „Ja, ja, Soldat!"

Sein Herz pochte heftig beim bloßen Gedanken daran.

Aber auf einmal nahm der hastige Lauf des Bluts in seinen Adern ein Ende, seine Wangen erblaßten, ein leichtes Zittern eilte durch seine Glieder.

Unter den Hofdamen hatte er ein blondes, sanftes, liebliches Gesicht entdeckt; vor diesem erblich in seiner Seele alles Andere auf Erden. Aber so gewaltig sie auch alle seine Gefühle anregte, so verlor er sich doch jetzt nicht mehr in einem Schwall regelloser Phantasien, wie früher. In seinen Gedanken hatte er jetzt ein Ziel für die Wirksamkeit seines Lebens und dadurch auch einen Begriff von

sich selbst erhalten. Ein mannhaftes Gefühl hatte ihn ergriffen. Er hatte gleichsam einen sichereren Standpunct auf Erden, als er bisher besessen hatte.

Daniel konnte seine Augen nicht losreißen von dem blonden, schönen Wesen, das ihn so ausschließlich beherrschte. Keine ihrer Bewegungen entging ihm. Jeden Blick, den sie um sich warf, fing er auf und bewahrte ihn in seiner Seele.

In diesem Augenblick kam sie an ihm vorbei, sie wandte sich gegen ihn — sie grüßte — grüßte mit einnehmender Verbindlichkeit.

Des Jünglings Blut wallte heftig. Seine Wangen färbten sich in hochrothem Purpur. Seiner selbst nicht mehr mächtig, würde er sich vielleicht ihr zu Füßen geworfen haben, wenn nicht in demselben Augenblick von hinten eine rauhe Faust ihn so heftig in die Seite gestoßen hätte, daß er auf die Nase fiel.

Daniel ärgerte sich mehr über das Lächerliche seiner Stellung, als über den Schlag. Rachsucht, ein ihm bis jetzt unbekanntes Gefühl, erwachte auf einmal zu voller Kraft in ihm.

Als er wieder auf seinen Beinen stand, ballten sich seine Hände unwiderstehlich, und er schickte sich an, seinen Beleidiger zu züchtigen. Aber seine Arme sanken wieder auf die Seite. Sie — die Blondine — warf ja eben jetzt einen Blick voll der schönsten Herzensunschuld — aber auf wen? . . . Dieser Blick galt nicht ihm . . .

Er galt dem Manne, der ihn so eben niedergeworfen hatte.

Daniel raste und fühlte sich zugleich geschlagen. Diesen Mann also hatte sie über seine Schulter weg

gegrüßt. Und der Glückliche hatte ihn auf die Seite geworfen, um selbst voranzukommen.

Zwischen Neid und Haß getheilt, betrachtete er den Mann.

In seinem Gesicht lag so viel ruhiger Ernst, so viel Redlichkeit und Besonnenheit, daß es sogleich einnahm. Ueber den Brauen fand sich ein Zug von Strenge vor, aber aus den Augen strahlte Verstand und Milde. Die bleichen Züge belebten sich beim Anblick der Blondine. Auf den Lippen, die gutmüthig lächelten, ruhte ein sanftes Wohlgefallen.

So unangenehm der Eindruck war, welchen der Mann auf Daniel machte, so angenehm war doch seine ganze Erscheinung in Wirklichkeit.

Prunklose Einfachheit und Aufrichtigkeit schienen bei ihm die Hauptzüge zu bilden.

Man sah deutlich, daß sein Herz voll Zuversicht und Muth, daß sein Arm stark war.

Der König war mit dem bunten Gewimmel seiner Umgebung bereits im Schloß angekommen.

Zwischen dem Fremden und der Blondine wurde noch ein Blick gewechselt; dann verschwand sie, halb erröthend, halb lächelnd, in der Suite.

Der unbekannte blasse Mann blieb stehen. Seine Blicke schienen sie nicht loslassen zu wollen: sie folgten ihr mit einer Unruhe und Sehnsucht, wie nur die wärmste Liebe sie einzugeben vermag.

Um Alles in der Welt hätte Daniel ihn nicht aus den Augen verlieren mögen, ohne erfahren zu haben, wer er war.

Unten am Ufer blieben Einige von der Suite des Königs, in einem Gespräch begriffen, noch stehen.

Daniel erkannte nur einen einzigen von ihnen, nämlich den Grafen Hard, Oberst der königlichen Leibtrabanten.

Nachdem er mehrere Jahre mit der größten Auszeichnung in der von dem Fürsten von Waldeck commandirten holländischen Armee gegen die Franzosen gefochten, die unter den Befehlen des Marschalls von Sachsen standen, kehrte er nach Schweden zurück. Der Ruf seiner abenteuerlichen Tapferkeit und seines Muthes war ihm in's Vaterland vorangegangen.

Das ganze Publikum kannte seine Heldenthaten, Grund genug, um auch den Helden selbst kennen zu lernen. Man konnte auch keinen Krieger von vortrefflicherer Haltung finden. Jedermann mußte seine geschmeidige und kräftige, wohlproportionirte und dabei martialisch abgehärtete Gestalt bewundern. Er stand eben zur Hälfte abgewandt, so daß blos sein Profil in's Auge fiel. Die Stirne war breit und hoch: Kraft und Muth, Urtheil und Entschlossenheit schienen sich darin eine eigene Wohnstätte bereitet zu haben. Die etwas gebogene Nase, das ein wenig vorstehende Kinn und die schwellenden Lippen verkündeten Stolz und befehlende Würde, Selbstständigkeit und Lebensfrische. Die Völker haben ihre Günstlinge wie die Höfe. Graf Hard erfreute sich der Gunst beider Theile. Ein mannhaftes Wesen, gepaart mit Ritterlichkeit, Tapferkeit, gewinnt leicht die schönste Tochter unseres Herzens, die Begeisterung.

Als das Gespräch zu Ende war und die Gruppe dem König nachfolgte, sah Daniel, wie der Unbekannte auf den Grafen zueilte.

Graf Hard bemerkte ihn sogleich und streckte ihm mit einem Freudenruf die Arme entgegen.

„Willkommen in der Heimath, Puke!“ rief Hard, „herzlich willkommen bei Verwandten und Freunden! Ich denke, der vaterländische Boden befühlt sich angenehm, nachdem man das Ausland kennen gelernt hat. Willkommen, tapferer Freund! Was machen die Kriegskameraden draußen?“

Daniel hatte genug gehört. Der Mann hieß Puke. Mit einem Aufruhr in seinem Innern zog er sich blaß zurück. Ein unklares Mißvergnügen über sich selbst und die Welt, das schon seit einiger Zeit an ihm nagte, stellte sich mit verdoppelter Kraft wieder ein. Wie haßte er nicht die Gesellschaft, die so Vieles über ihn gestellt und ihm selbst einen so niedrigen Platz angewiesen! Von Allem was seine Bewunderung besaß, was Sehnsucht und Verlangen in seiner Seele erweckte, däuchte er sich weggestoßen.

Große innere Kämpfe prüfen jedoch den Menschen nicht blos, sondern geben ihm auch viel, wenn er die Probe besteht. Ohne diesen geistigen Zweikampf mit den Dämonen in unserer Brust würde so vieles Herrliche im Herzen nicht aufblühen, würde so viele Stärke und Kraft in unserem Charakter sich nicht entwickeln. Wer die Probe besteht, geht immer besser und vollkommener aus jedem Kampf hervor.

„Muth, Daniel!“ rief auch zuletzt eine innere Stimme ihm zu. „Jammer und zweiflerisches Verzagen ist Feigheit. Du willst hoch hinauf und Du hast weit, sehr weit zu gehen. Fange also bei Zeiten an! Verworrene Gedanken reißen und schleppen Dich jetzt bald dahin, bald dorthin; sie streuen Dich

in die Luft, wie eine Handvoll Staub. Das muß aufhören. Der Wille ist der Zwillingsbruder des Muthes. Wie ein Eisenreif um die losen Fässer, so muß ich mich um irgend ein bestimmtes Ziel pressen. Gebe ich nach, so muß ich, das sehe ich wohl ein, untergehen. Fasse ich meinen Entschluß, gehe ich unerschütterlich auf das Ziel los, wer sagt mir dann, daß ich es nicht auch erreichen kann? Heutzutage ist Jedermann Krieger gewesen. Gut, ich will einen Entschluß fassen; ich will auch Soldat werden. Das will ich und das thue ich."

„Sind Alle, die ich hier gesehen habe, Krieger gewesen?" berichtigte er sich jedoch bald; „sind sie nicht vielmehr Edelleute gewesen?"

Ein kaltes Lächeln verzog höhnisch seine Lippen.

„Unser erster Stammvater," antwortete er sich selbst, „trat blos mit einem Feigenblatt in die Welt hinaus.

„Muß nicht vielleicht jeder wahre Mann ebenso hinaustreten?

„Es dürfte zuletzt darauf ankommen, ob nicht das Feigenblatt der einzige erforderliche Adelsbrief in der Welt ist."

Nachdem Daniel sich einmal in seine Gedanken vertieft, hatte er sich ihnen auch gänzlich hingegeben.

Sicherlich würde er noch lange in dieser Richtung fortmeditirt haben, hätte er nicht auf einmal eine Hand auf seiner Schulter gespürt.

Als er aufschaute, fand er, daß er auf einer Bank am Quai saß. Der Platz war ganz leer, die Schaluppe war fort, er war allein. Vor ihm stand blos ein Kammerpage.

„Suchst nicht Du eine Schwester?“ fragte der Page.

Daniel sprang hastig, wie von einem Vorwurf getroffen, auf.

„Meine Schwester, ja, ja! Wo ist sie?“

„Folge mir.“

Daniel betrachtete den zierlichen, schönen Pagen mit Verwunderung. Noch mehr verwunderte er sich, als sein Begleiter ihn in's Schloß hineinführte und die Soldaten, statt ihm mit ihren Gewehrkolben den Weg zu versperren, Honneurs machten, freilich nicht vor ihm, aber doch vor seinem Führer.

Zweites Kapitel.

Die Königin. — Das schwarzlockige Mädchen.

Die Feder ist eine Zauberruthe — auf ihren Wink erstehen Gestalten aus hundertjähriger Gruft.

Wir treten in's Gemach der Königin.

Wer ist die Frau, die dort steht, halb gegen das hohe Fenster gewendet und von der Tageshelle beleuchtet?

Die Hand zur Stirne emporgehoben, scheint sie bei sich zu überlegen.

Welcher Glanz in ihren großen, dunkelblauen Augen, welches wechselreiche Spiel im Ausdruck derselben, der die brennenden und unruhigen Regungen der Seele verdolmetscht! Ihre Gestalt ist nicht hoch, aber wie schön proportionirt, welche Geschmeidigkeit

in den Formen, welch' eine weibliche und doch wahrhaft majestätische Anmuth!

Wer sie ist, fragst Du? Es kann keine andere sein als Luise Ulrike.

Mit offenem und edlem Stolz, mit warmem Gefühl für ihre Ehre, mit einer Seele, die Alles, nur die Ruhe nicht, verstehen wollte, schien sie die Zukunft in's Auge zu fassen.

Ein Page trat ein.

Ohne ihre Stellung zu verändern, wandte sich die Königin blos mit dem Kopf gegen ihn. Die Bewegung schien einige Ungeduld zu verrathen.

„Ist Brahe schon gekommen?"

„Nein, Ew. Majestät."

Der Page fürchtete sie gestört zu haben.

„Dalin und Höppener?"

„Auch nicht, Ew. Majestät."

Kein Gesicht konnte ein treuerer Spiegel jeder innern Regung sein, als das Gesicht Luise Ulrikens. Ihr äußerer und ihr innerer Mensch standen in einer wahrhaft elektrischen Berührung mit einander. Das Gefühl der Ungeduld, das sich in ihrer Seele regte, erschien und verschwand daher auch jetzt in ihren Gesichtszügen.

„Nun was gibt's denn, mein Freund? Was wollen Sie?"

Der Page verbeugte sich.

„Ew. Majestät haben mir befohlen, Ihnen Meldung zu machen, sobald die Schaluppe vom Lande gestoßen habe."

„Sie sind also fort. Es ist gut. Geben Sie jetzt Acht, wenn Brahe, Dalin und Höppener kommen.

Dalin und Höppener werden in die Bibliothek geführt. Brahe wird sogleich hieher zu mir geführt."

Der Page verbeugte sich wieder, in der Absicht zu gehen.

„Warten Sie noch ein wenig!" fiel jedoch die Königin ein; „ich habe noch eine Viertelstunde für mich. Melden Sie den Prinzen, sie sollen sich zu einer Promenade im Park fertig machen."

Der Page entfernte sich.

Die Königin hatte sich nicht von der Stelle bewegt. Noch stand sie in derselben inspirirten Stellung da. In der Gedankenfolge, die sie beschäftigte, bildete der Eintritt des Pagen nur eine Parenthese, welche den Gang ihrer Betrachtungen nicht veränderte.

„Es kann nicht anders werden," sagte sie endlich halblaut; „es darf nicht anders werden."

Aber als hätte sie auf einmal ihre Gedanken wegstreichen und ihnen eine andere Richtung geben wollen, fuhr sie mit der Hand über ihr Gesicht.

Im innern Zimmer, d. h. im Kabinet, saßen zwei Damen, die Gräfinnen Brahe und Hard, weniger von Juwelen strahlend als von einnehmender Liebenswürdigkeit, weniger von wirklicher Schönheit als von Anmuth und Tugend, die sich stets auf ihrem Throne behaupten, wenn auch die Schönheit vom ihrigen herabsteigt.

„Ich möchte diese Ansicht theilen können," sagte die Gräfin Brahe als Antwort auf eine vorher aufgestellte Behauptung, „aber ich vermag es nicht. Für mich sind diese Parteistreitigkeiten etwas Ent-

setzliches. Rast nicht auf unsern Reichstagen der politische Fanatismus mit einer Blindheit, die mit Ausnahme der Parteizwecke alles Andere aus dem Auge setzt? Das Vaterland, das früher schwedischen Heldenmuth zu Opfern und großen Tugenden befeuerte, wird jetzt blos ein Schlachtfeld für die eigenen Interessen. Der Neid erzeugt die Intoleranz. Wenn der wirkliche Krieg das Herz für edle Gefühle erschließt, so wird es im politischen Streit hart und kalt. Statt redlich denkende und billig urtheilende Staatsmänner zu sein, steuern die unsern unter dem mißverstandenen Aushängeschild des Patriotismus auf die erste beste Gelegenheit, um einander zu zerfleischen. Wie wurde nicht Löwenhaupt von seinen Freunden verrathen, und wie wurden nicht die Freunde von Gyllenstjerna verrathen. Sie dürfen sich glücklich schätzen, Gräfin, daß sie noch nicht wissen, was es heißt, für Ihren Mann zu fürchten."

Während die Gräfin Brahe sprach, öffnete sich zu oberst im Zimmer ganz leise die Toilettenstube der Königin, und man sah eine schlanke und hohe jungfräuliche Gestalt hastig erscheinen und ebenso hastig wieder verschwinden. Ein Strahl zitterte in ihren dunkelbraunen Augen, eine Rose schaukelte in der Nacht ihrer schwarzen Locken, aber die Wange war blaß und kalt.

Keine der Anwesenden bemerkte sie. Die Unterredung ging fort.

„Es ist wahr," antwortete die Gräfin Hard, „ich weiß nicht, was es heißen will, für ihn zu fürchten. Sie wissen recht gut, Frau Gräfin, daß Hard während unserer ganzen Verlobungszeit mit Aus-

zeichnung und Ehre in Holland focht. Sie wissen, daß er sich bei allen Kämpfen, wo es heiß zuging, tapfer betheiligte. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich oft den Wunsch hegte, an seiner Seite zu stehen, seine Gefahren zu theilen, ihm vorzuschweben, wo der Kampf am heftigsten war; aber Furcht kannte ich nie. Wissen Sie, was ich statt dessen that, Gräfin?"

„Nein."

„Ich betete für ihn, ich schickte brennende Gebete zu Gott empor."

Die Gräfin Brahe drückte ihrer Freundin die Hand.

„Sie können Recht haben," sagte sie; „ich glaube, daß ich's auf dieselbe Art aufnehmen würde, wenn Brahe an der Spitze einer Armee gegen die Feinde des Reichs stritte; bei einem solchen Kampf ist doch ehrliches Spiel, und am Ende ist es der Finger der Vorsehung, der den Gang leitet: verliert man, so ist es ein großer Kummer für das ganze Vaterland; siegt man aber, so ist es ein großer Jubel. Aber was kommt denn bei diesen politischen Streitigkeiten heraus? Hört man von etwas Anderem reden, als von Intriguen und Kabalen? wie der Eine den Andern an Verrätherei und List überbietet, wie Selbstständigkeit und Redlichkeit durch Bestechungen aller Art untergraben werden? Was hat die Vorsehung bei einem solchen Kampf zu bestellen? Wenn je ein übernatürlicher Finger ihn leitet, so ist es nicht der Finger des Himmels. Dies ist ja kein Kampf gegen die Feinde des Reichs, sondern gegen die eigenen Landsleute."

„Verzeihen Sie mir, Frau Gräfin, ich kann Ihre Ansicht nicht theilen. Der Kampf der Ueberzeugung, der Meinungen und Ideen ist auch reich an hinreißenden Momenten. Hängt nicht das Schicksal des Vaterlandes auch von ihm ab? Im Kampf mit ehrgeizigen Nachbarn streiten wir für den Bestand unserer Nationalität, im Kampf unter uns selbst streiten wir für die Entwicklung dieser Nationalität. Bestand ohne Entwicklung ermangelt allen Werths. Will man aufrichtig den ersteren, so muß man ebenso aufrichtig auch die letztere wollen. Im Uebrigen glaube ich mit Ihnen, daß das Parteiwesen, so wie es jetzt herrscht, die Vaterlandsliebe schwächt, die Charaktere demoralisirt, manche tugendsamen Gefühle erstickt, kurz und gut, im Allgemeinen gerade so wirkt wie ein großer Verrath. Aber wenn man dies ernstlich glaubt, so tritt auch die Pflicht ein, nach besten Kräften und unerschrocken auf eine Veränderung hinzuarbeiten. Seiner eigenen Ueberzeugung zuwider die Krebsschäden des Vaterlands gleichgültig anzusehen, ist auch eine Verrätherei, sofern es nicht Feigheit ist."

Abermals zeigte sich das schwarzlockige Mädchen in der Toilettenthüre; aber auch jetzt kam und verschwand sie wieder auf dieselbe Art wie das erste Mal. Sie beugte sich inzwischen vorwärts, sie hielt ihr Ohr hin, sie lauschte.

Ein schwarzes Seidenkleid fiel in reichen Falten um die schlanke Gestalt.

„Sie urtheilen sehr streng, Gräfin. Sollte der Parteiunsinn auch Ihr gutes Herz angegriffen haben?"

„Ach nein, ich bin blos ein Weib. Meine Politik

liegt in meiner Liebe, nicht in der Bekanntschaft mit der Stellung meines Vaterlandes. Aber meine Liebe sagt mir, daß ich meinen Mann aufmuntern muß, muthig die Bahn zu wandeln, welche Gewissen, Ehre und Ueberzeugung ihn gehen heißen."

„Ich bewundere Sie, Gräfin. Edle, begeisterungsvolle Grundsätze beleben Ihre Seele; mich dagegen hat eine Wehmuth ergriffen, die ich mir nicht erklären kann. Beurtheilen Sie doch meine Schwachheit nicht allzu hart. Sie kommen aus einer fernen Provinz. Ihr warmes Herz sieht noch Alles durch einen Schimmer von Illusionen. Ich dagegen habe hier den Gang der Ereignisse in ihrer ganzen nackten Wirklichkeit mit angesehen, und ich gestehe, daß die politische Spaltung, die jetzt durch das Land geht, mich bange macht. Es kann mir nicht einfallen, Brahe bitten zu wollen, daß er eine Pflicht unerfüllt lasse, und noch weniger, daß er einer Ueberzeugung untreu werde; aber es ist meine Schuldigkeit, ihn an Vorsicht zu erinnern. Wie leicht ist nicht die Grenze des Rechten überschritten, und wo ist dann die Grenze? Allerdings soll der Mann thätig in die Verhandlungen des öffentlichen Lebens eingreifen, aber nicht gegen die bestehenden Formen, sondern innerhalb derselben. Ist nicht das Gesetz der Jofursblitz, den Niemand ungestraft antastet?"

„Aber wenn jetzt diese Formen, von denen Sie zu sprechen belieben, just die Maschinerie ausmachen, wodurch das Böse gefördert wird, was soll er dann thun?"

„Den Augenblick erwarten, wo sie von selbst zerfallen."

Die Gräfin Hard verstummte einen Augenblick. Sie war höchst angeregt von dem Gegenstand.

„Denken wir uns ein großes Unglück," bemerkte sie nach einer Weile, „das Ihren Geliebten bedroht."

„Bewahre mich Gott davor, aber was meinen Sie?"

„Eilen Sie dann nicht unerschrocken voran und suchen ihn zu retten?"

„Natürlich."

„Wohlan, Frau Gräfin, und wenn Sie jetzt das Vaterland lieben . . ."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Wer sein Vaterland liebt, der eilt in der Stunde der Gefahr ohne alle Bedenklichkeiten muthig voran und rettet es. Hard wird dies immer thun — auch ohne meine Ermahnung."

In diesem Augenblick stand die Königin vor ihnen.

„Sie haben vollkommen Recht, Gräfin," sagte sie, „Jedermann muß dem in Gefahr schwebenden Vaterland zu Hülfe eilen."

Die schwarze Gestalt zeigte sich jetzt wieder in der Toilettenthüre. Gleich einem Brennspiegel warf ihr Auge einen einzigen langen Strahl auf die Königin. Darauf verschwand sie wieder.

„Ich theile Ihres Herzens Kummer, Gräfin Brahe," fuhr die Königin fort; „ich habe, wie Sie, Parteiverfolgungen gesehen und beklage alle ihre Opfer; aber ich theile auch mit Ihnen, Gräfin Hard, die Ueberzeugung, daß der Mann verpflichtet ist, furchtlos dem Vaterland seine Kraft und sein Leben

zu weihen. Haben Sie Lust, mit mir einen Gang durch den Park zu machen?"

Die Gräfinnen waren sogleich bereit.

„Amanda!" rief die Königin, „bring' mir Mantel und Hut."

Das schwarzlockige Mädchen trat mit den verlangten Gegenständen ein.

Sie war eine der Kammerfrauen der Königin und hatte die Toilette unter sich.

Im Augenblick, wo die Damen hinausgehen wollten, öffnete der Page die Thüre.

Graf Brahe stand auf der Schwelle.

Brahe war noch ganz jung, aber er wußte, daß er der erste Edelmann des Reiches war. Er trug seinen Kopf hoch, wenn auch nicht ohne Eitelkeit. Seine ganze Haltung hatte das sichtliche Gepräge von Selbstvertrauen, das jedoch durch die edelsten Manieren und den feinsten Takt gemildert wurde. Der Hof bestimmte seine Ansichten nicht, wenn er sie schon begrenzte. Er war Aristokrat, aber mit königlichem Urtheil.

Mit einem Ausruf der Befriedigung ging die Königin ihm entgegen.

„Willkommen, Graf," sagte sie; „ich erwartete Sie. Ich hatte auch einen Geißel hier, der Sie herbeiziehen mußte."

Mit einer artigen Bewegung ergriff sie dabei die Hand der Gräfin.

Die beiden Gatten wechselten einen freundlichen Blick.

„Entschuldigen Sie meine Ungeduld," fuhr die Königin fort; „aber ich habe keine Minute Ruhe,

bis ich weiß, ob Sie auf unsere Pläne eingegangen sind oder nicht. Nicht wahr, Graf, Sie entsprechen doch dem Wunsch Sr. Majestät des Königs? Sie nehmen Ihr Landmarschallamt an? Sie weigern sich nicht, ich sehe es schon. Auf Sie haben wir alle unsere Hoffnungen gesetzt. Sie schweigen?"

Brahe fixirte die Königin.

„Kennen Ew. Majestät den Kandidaten der Gegenpartei?"

„Fersen, ja, ja, ich weiß."

Mit sichtbarer Unruhe forschte die Gräfin Brahe in den Zügen ihres Mannes, um seine Absichten zum Voraus zu lesen. Für ihr Gefühl war das von so großer Wichtigkeit. Ihre Seele war von düstern Ahnungen erfüllt.

Voll froher Zukunftsahnungen dagegen blickte die Gräfin Hard muthig um sich.

„Ich habe überlegt," sagte Brahe, „und meinen Entschluß gefaßt."

Der Königin ganze Aufmerksamkeit war auf den Grafen geheftet.

„Ew. Majestät," fügte er hinzu, „ich werde als Fersens Gegenkandidat auftreten. Ich werde ihm das Vertrauen der Ritterschaft und des Adels streitig zu machen suchen."

„Dank, Brahe, Dank! Gehen Sie mit uns in den Park?"

Amanda blieb allein zurück.

Etwas Eigenthümliches und Wunderliches schien in ihr vorzugehen. Ihr Auge war noch auf die geschlossene Thüre geheftet, als wollte sie sich verge-

wissern, daß dieselbe sich wirklich zwischen den hinausgegangenen Personen und ihr befinde; ihr Ohr schien alle seine Nerven anzustrengen, um dem Getöne der sich entfernenden Tritte zu lauschen, gleich als fürchtete sie, sie könnte sich täuschen.

Die eine Hand in gleicher Linie mit dem Ohr haltend, schien sie mit demselben jeden Ton auffangen zu wollen.

In dieser Stellung, unbeweglich wie eine Sphinx, sah sie beinahe aus, als hätte ein Zauber sie erfaßt.

Kein Zug veränderte sich in ihrem Gesicht, die Brust hob sich nicht mehr, die Athemzüge hatten innegehalten.

Man hätte glauben können, sie sei, wie Loths Weib, als sie auf das brennende Gomorra zurückschaute, auf einmal in eine Bildsäule verwandelt worden.

Wollte man mit Meißel oder Pinsel, in Marmor oder auf Leinwand, ein Bild der lauschenden Weiberlist darstellen, so könnte die Phantasie kein lebendigeres ersinnen.

Aber das Getöne des letzten Fußtrittes erstarb im Säulengang, und Amanda wurde wieder munter, ihre Gestalt regte sich wieder, ihre Lippen öffneten sich.

„Brahe . . . Landmarschall,“ versetzte sie. „Wir wollen doch sehen.“

Langsam und forschend flog ihr Blick umher.

Man hätte meinen können, sie habe dieses Zimmer mit seinen Damasttapeten und seinem vergoldeten Leistenwerk noch nie gesehen. Von Ecke zu Ecke,

von Möbel zu Möbel, von Stuhl zu Stuhl wanderte ihr Auge, als wäre es auf einer Entdeckungsreise unter eitel unbekannten Gegenständen begriffen. Am Spiegel verweilte sie einen Augenblick. Sie sah darin ihr Bild — schlank, fein, edel — und eine schnell verschwindende Röthe flog über ihre Wangen. Warum erröthete sie? Sprach der Spiegel schmeichlerisch wie ein artiger Hofcavalier, oder sprach er wie ein vorwerfendes Gewissen zu ihr? Mit einer launenhaften Kopfbewegung riß sie sich indeß bald von ihm los. Im Zimmer stand ein grünlakirter Schreibtisch. Dorthin flogen jetzt mit einer plötzlichen Wendung des Kopfes ihre Blicke auf einmal. Aber zugleich verließ sie auch ihren Platz: die Bewegung war geschmeidig, der Schritt elastisch. Ihr Gesicht glänzte voll Feuer. Am Schreibtisch angelangt, faßte sie seine Handgriffe, einen um den andern, um die Schubladen zu öffnen; aber vergebens, sie waren geschlossen. Ein kleiner Verdruß zeigte sich auf ihrem Gesichte; aber schnell zog sie einen Schlüssel hervor und suchte ihn in's Schloß zu stecken, — allein auch dies war vergebens.

Aergerlich warf sie den Schlüssel weg.

„Die Königin ist bange um ihre Papiere," murmelte sie dabei, „aber einmal wird es mir doch wohl glücken."

Sie richtete sich wieder aus ihrer gebückten Stellung auf. Jetzt haftete ihr Auge auf den Causeuses, worin die Gräfinnen Brahe und Hard kaum noch gesessen und geplaudert hatten. Sie untersuchte alle einzelnen Theile derselben, schien aber Nichts zu entdecken, was ihre Aufmerksamkeit näher anzog. Mit

dem Ausdruck eines kleinen Aergers blieb sie bei einer von ihnen stehen und warf sich dann nachlässig in die weichen Kissen.

Während sie jetzt ihr von schwarzen Locken umflattertes Köpfchen neigte und übermüthig ihre Füße auf den gewirkten Schemel streckte, flammte ihr Auge von sybaritischem Behagen. Um mit ihren Gedanken allein sein zu können, schloß sie ihre Augen. Die schwarzen Fransen ihrer Wimpern stachen stark ab gegen ihre blasse Hautfarbe. Die Hand ruhte leicht mit einem einzigen Finger auf dem Purpur ihres Mundes. Die Lippen theilten sich ein wenig, und ein Rand einer der weißesten Zahnreihen schimmerte vor.

Mit den Gedanken in einem nachsinnenden Kopf verhält es sich ganz wie mit einem Rosenkranz; man durchliest sie einen um den andern, aber es sind nicht immer Gebete, was man liest.

Auf einmal sprang sie wieder auf.

„Höppener hier," sagte sie mit beinahe flüsternder Stimme, „das bedeutet Etwas; ich muß wissen, was sie ihm zu sagen hat. Aber wie? Die Bibliothek!"

Ueberlegend ging sie auf und ab. Ihr Schritt schwankte, man sah, daß sie mit sich selbst nicht einig war.

Nach einigen Gängen im Zimmer umher verließ sie dasselbe und trat in den großen Pfeilervorsaal. Er war still und leer. Noch nicht wissend, was sie wollte, lehnte sie sich an einen der Pfeiler. Wenn man in seiner Seele nach Etwas sucht und es nicht findet, so hat man keine Ruhe. Bald verließ sie

auch den Pfeiler. Sie trat in eine der Arcaden auf dem Schloßhof hinaus. Wieder schwebten ihre Blicke um das großartige Gemälde her, das sich hier ausbreitete. Einige Töne nahten ihr aus weiter Ferne; sie kamen von der Schaluppe, die jetzt unter einem der Berge auf der andern Seite der Bucht ausruhte. Aber sie achtete nicht lange darauf.

Nicht weit von ihr stand ein Mädchen, frisch wie des Frühlings schönste Rose, und betrachtete das Schloß mit so großer natürlicher Neugierde, wie nur je ein Kind thun kann. Für sie war jeder Gegenstand so neu und in demselben Maße auch wunderbar.

Amanda's Aufmerksamkeit wandte sich dem Mädchen zu, und je länger sie die Unbekannte betrachtete, um so interessanter wurde sie ihr. Einen Augenblick breitete sich ein flüchtiger Ausdruck von Freude über ihr Gesicht, und sie streckte unwillkürlich ihre Hände gegen den Gegenstand ihrer Betrachtung aus; aber im nächsten Augenblick hatten ihre Wangen ihren ruhigen Ernst wieder gewonnen und ihre Arme waren wieder auf die Seiten gesunken. Kein Zweifel, es war etwas Wichtiges, was sie beschäftigte, und sie hatte in Bezug darauf noch zu keinem Schluß kommen können. Aber unaufhörlich blieb ihr Blick auf dem Mädchen haften, das vor ihr stand. Suchten etwa jetzt ihre Gedanken um dieses Mädchen her einen gegebenen Plan aufzuführen? Man konnte dies kaum bezweifeln, denn es schien sie so gänzlich zu beschäftigen. Bald jedoch veränderte sich Amanda's Aussehen. In ihrem Auge erstarb gleichsam ein kleiner Blitz. Die Ruhe kehrte wieder. Sie beherrschte

sich. Mit sicherer Haltung näherte sie sich also jetzt dem Mädchen.

„Guten Tag, liebe Clara," grüßte sie. „Ich glaube, Du kennst mich nicht mehr; Du siehst mich so verwundert an."

Das Mädchen war Niemand anders, als unsere erste Bekanntschaft, die siebenjährige Clara.

Clara antwortete nicht sogleich; aber ihre Augen leuchteten so groß und verwunderungsvoll.

Amanda's Eltern hatten mehrere Jahre früher in demselben Hause gewohnt wie die Eltern Clara's. Unter den Mädchen waren, obschon Clara weit jünger war, die gewöhnlichen Freundschaftsverhältnisse von Spielkamerädinnen entstanden. Nach vielen Jahren sahen sie einander jetzt zum ersten Mal wieder.

Amanda führte Clara in's Schloß hinein, mit dem Versprechen es ihr zu zeigen, was sich so leicht thun ließ, da die königlichen Personen nicht anwesend waren.

Clara war eitel Entzücken.

Von einem Frauenzimmer bei Hof wiedererkannt, so freundlich, ja beinahe intim von ihr behandelt zu werden, und das Schloß, seine Säle und Zimmer sehen zu dürfen, das war mehr, als Clara sich je hätte träumen lassen.

„Laß uns eilen," sagte jedoch Amanda, „die Königin kann bald hier sein. Erinnerst Du Dich, Clara, wir sprangen früher als kleine Kinder auch so herum."

„Aber das war blos auf dem Hof," meinte Clara.

„Und jetzt ist's im Schloß . . . Du hast Recht; aber der Unterschied ist doch nicht so groß, denn, siehst Du . . ."

Sie betrachtete Clara mit einem verstohlenen Blick, als nähme sie Anstand, ihren Satz auszusprechen.

„Denn, siehst Du," fuhr sie jedoch, obschon mit etwas gedämpfter Stimme, fort, „unsere Herzen sind noch gleich kindlich."

„Gleich kindlich?" bemerkte Clara und sah sogar etwas mißvergnügt aus, „ich bin nicht mehr kindlich. Mit siebzehn Jahren . . . und ich bin jetzt siebzehn Jahre alt . . . ist man kein Kind mehr."

„Darin magst Du vollkommen Recht haben . . . aber siehst Du ... was war es doch, was ich sagen wollte?"

Amanda wurde durch die ungekünstelte Antwort beinahe aus dem Concept gebracht.

„Du sagtest, daß wir uns beeilen müssen."

„Ganz richtig, Clara, denn die Königin ist blos im Park draußen und kann jeden Augenblick zurückkommen. Wir sind jetzt in ihrem Schlafzimmer."

Clara's Augen umfaßten das ganze Zimmer auf einmal.

„Mein Gott, wie schön! Alles zusammen roth!"

„Rother Damast, mußt Du wissen."

„Wie gut die Königin da schlafen muß! Nicht wahr? Hätte ich ein solches Zimmer, so bekäme ich lauter Jakobsträume. Ach, wie angenehm muß es doch sein, Königin zu sein! Wenn ich Königin wäre!"

„Was thätest Du dann?"

Clara nahm wirklich eine gewisse majestätische

Miene an. So ernsthaft sie schon früher gewesen war, so war sie es doch nie so gründlich gewesen, wie jetzt.

„Erstens . . .“

Sie begann an den Fingern zu zählen.

„Erstens würde ich mir ... nun ja freilich . . . würde ich mir einen kleinen König wählen. Müßte ich das nicht thun?“

„Natürlich.“

„Zweitens ... jetzt weiß ich's ... würde Mama bekommen, was sie sich schon lange gewünscht hat, nämlich einen neuen schwarzen Hut und einen Kattunmantel. Drittens . . .“

„Laß uns weiter gehen.“

„Ja, das ist das Gescheidteste. Aber, Amanda, es ist doch angenehm, sich Sachen zu denken, von denen man weiß, daß sie nie eintreffen werden. Beim Lichte besehen, wäre just das Unmöglichste das Angenehmste.“

„Hier ist das Toilettenzimmer. Wie gefällt Dir das?“

Clara schlug ihre Hände zusammen.

„Wie glücklich Du bist, Amanda, daß Du jeden Tag alles das betrachten darfst!“

„Höre, Clara, da fällt mir Etwas ein. Siehst Du . . . ich habe Dich sehr lieb.“

„Wirklich?“

„Setz' Dich auf diesen Stuhl da.“

„Mich setzen . . .“

„Thu' wie ich Dir sage. Würde es Dir keine Freude machen, einmal in Deinem Leben vor der Königin eigenem Spiegel gesessen und Dich darin besehen zu haben?“

„Ja, aber . . . aber . . .“

„Kein aber jetzt. Setz Dich . . . bilde Dir ein, Du seiest die Königin selbst, und ich mache Deine Toilette. So, ja . . .“

Clara nahm Platz, aber sie wurde bald roth, bald blaß. Sie hatte eine so sonderbare Empfindung in ihrer Seele. Sie glaubte sich mehr im Himmel als auf der Erde.

„Ich will thun, als ob ich Dich frisirte . . . still . . . es kommt wohl Niemand. Wenn Jemand uns hier sähe, so würde ich unglücklich. Die Königin würde mir nie verzeihen . . . Den Kopf etwas mehr in die Höhe . . . so, ja. Die Königin ist streng, sehr streng. Du hast ein schönes Haar, Clara, aber es wird noch schöner, wenn man es auf diese Seite hier legt. Sieh selbst . . . was sagt der Spiegel? Hier sollte vielleicht ein Blümchen sitzen; aber nein, Du hast doch Blumen genug.“

Clara richtete sich auf. Ein Gefühl verschämter Unschuld trieb sie von diesem Platze weg.

„Du sagtest, die Königin würde sehr böse werden, im Fall sie uns hier überraschte,“ bemerkte sie.

„Ja, das würde sie.“

„Ach, sie hätte auch allen Grund dazu.“

„Darum, weil man in ihren Spiegel guckt?“

„Nicht just darum, aber wegen der Vermessenheit, ihren Platz einzunehmen. Ich bin doch nichts Anderes als ein armes, geringes Mädchen. Ueberdies . . .“

„Ueberdies . . .“

„Würde es mir auch ungemein leid thun, wenn ich Dich in Unannehmlichkeiten brächte.“

„Wirklich? das ist artig von Dir, Clara."

„Es wäre vielleicht das Beste, ich ginge meines Wegs?"

„Noch nicht, Clara. Weißt Du, ich habe das Beste bis zuletzt aufgespart. Die Bibliothek, die Marmor-, Münz-, Mineralien- und Naturalien-Cabinete. Du mußt sehen . . ."

Clara hatte keinen rechten Begriff davon, was diese Cabinete besagen sollten; aber um so neugieriger wurde sie. Amanda zog sie mit sich. Sie kamen in's Münzcabinet. Aber wenn die Münzen selbst Clara's Interesse nicht sonderlich anregten, so hafteten ihre Blicke um so aufmerksamer an den in Korkmodellen dargestellten Ruinen des alten Minervatempels in Rom, sowie am Tempel der Sibylla oder Vesta in Tivoli, sowie an dem prächtigen Grabmal der Metelle außen vor dem Cepenischen Thor. Amanda sagte ihr die Bedeutung dieser Dinge, so gut sie die Sache selbst verstand, und Clara schrieb ihr tiefe Weisheit zu, obschon sie vermuthlich fast gar Nichts wußte. Beim Sibyllentempel verweilte sie indeß am längsten.

„Sibylle," bemerkte Clara, „das war ja diejenige, die so gut prophezeite?"

„Ganz richtig, Clara, sie soll ganz wunderbare Dinge prophezeit haben. Unter Anderem soll sie der ganzen Welt ihr Schicksal vorausgesagt haben."

„Das ist sehr sonderbar," meinte Clara; „ich habe daheim ein sogenanntes Sibyllenbuch. Daraus kann man erfahren, was alle Arten von Träumen bedeuten. Du begreifst, Amanda, daß ich, so oft ich einen wunderlichen Traum habe, immer das Buch

hervorhole und darin seine Bedeutung zu erforschen suche. Und was meinst Du wohl? bis jetzt haben meine Träume immer eingeschlagen ... Heute Nacht träumte ich z. B., ein Blümchen, ein Tag- und Nacht-Blümchen, ganz schwarz weiß . . . wachse aus meinem eigenen Herzen auf . . . Dies war ein so schöner Traum, mußt Du wissen . . . denn er machte mich so glücklich, so . . . und als ich im Buche nachsah, so bedeutete es ... kannst Du errathen, was es bedeutete?"

„Unmöglich, Clara."

„Es bedeutete, daß ich irgend einen alten Bekannten wiedersehen würde."

„Und so hast Du mich getroffen."

„Wenn das nicht wunderbar ist, so weiß ich Nichts."

Obschon Amanda sich recht herzlich der Freude zu überlassen schien, Clara die königlichen Zimmer zu zeigen, so warf sie doch dazwischen hinein unruhige Blicke durch das Fenster auf den Park hinaus. Man sah recht wohl, daß auch etwas Anderes ihre Gedanken in Anspruch nahm. Mitten in ihrem lebhaften Gebahren blieb sie mitunter sogar ganz unbeweglich stehen. Sie lehnte dann den Kopf seitwärts, die Ohren waren gleichsam gespannt — sie lauschte.

„Ach, Clara, es gibt Dinge, die noch weit, weit schöner sind."

„Ist's möglich?"

„Ja, im Schloß zu Stockholm; was Du hier siehst, ist Nichts gegen das. Wenn der Hof in die Stadt zieht — ich glaube, es geschieht noch in dieser

Woche — so kannst Du zu mir kommen, dann will ich Dich auch dort umherführen."

„Gute, artige, beste Amanda, willst Du das thun? Wie freundlich Du bist! Wenn ich nur auch Etwas wüßte, womit ich Dir dienen könnte! Ach, ich habe Dich so lieb."

Clara hüpfte und klatschte in die Hände.

„Aber Eines muß ich Dir sagen, Clara; alles das geschieht nur unter einer einzigen Bedeutung. Du begreifst, daß Du Niemand davon sagen darfst, daß ich Dir Alles so zeige."

„Ich begreife es wohl, Amanda. Die Königin würde sehr böse werden."

„Ja, und dann der König."

„Gott steh mir bei ... Der König, sagst Du?"

„Und die Reichsräthe . . ."

„Du erschreckst mich."

„Sie würden mich fortjagen, ja vielleicht mein ganzes Leben lang einsperren. Aber Du willst mich nicht unglücklich machen. Du willst es doch nicht?"

„Gott bewahre mich."

„Du könntest mich nicht verrathen."

„Clara wurde immer unruhiger. Amanda fixirte sie.

„Die Freundschaft ist Dir heilig, nicht wahr, Clara? Erinnerst Du Dich, wie wir daheim im Hof Habicht und Taube spielten?"

„Ja, ja, ich war immer die Taube und Du der Habicht."

„Damals brauchten wir Nichts zu fürchten . . . Still . . ."

„Wo sind wir denn?“

„Im Marmorkabinet . . . das ist die Thüre zur Bibliothek . . . geh' hinein . . . still . . . still . . .“

Amanda öffnete die Bibliothekthüre halb.

„Still, Clara, still! Ich glaube, es kommt Jemand. Sprich nicht so laut. Ich stehe wie auf glühnnden Kohlen. Hörst Du . . .“

„Laß uns fortspringen, Amanda.“

„Nein, bleib jedenfalls. Du hast mir ja versprochen . . .“

„Sag', was Du von mir willst. Ich würde mich zu Tode grämen, wenn ich Dich unglücklich machte.“

„Ich glaube das, Clara, Du meinst es nicht böse mit mir.“

„Wie könnte ich's böse mit Dir meinen? Lieber möchte mir's gehen, wie es wollte. Aber wie wegkommen?“

„Ich weiß blos ein einziges Mittel. Hier steht eine Dejanira.“

„Eine Dejanira. Was ist das?“

„Eine Göttin.“

Es lief Clara eiskalt über den Rücken.

„Hörst Du,“ fuhr Amanda fort, „hörst Du denn nicht? Tritte nahen. Alles ist verloren. Nichts kann mich retten. Mein Gott, wie unglücklich bin ich! Ach! das habe ich meiner Freundschaft für Dich zu verdanken.“

Clara hatte sich noch nie in einer solchen Lage befunden. Ihre Wangen waren erblaßt, ihre Augen starrten wirr umher, ihre Brust wogte auf und nieder.

Fußtritte kamen wirklich immer näher und näher.

Auf einmal heiterte sich jedoch Amandas Gesicht auf.

„Gott sei Dank!“ rief sie, „ich habe eine Idee, Clara. Ich bin gerettet, wenn Du Etwas thun willst.“

„Du bist gerettet . . . laß hören . . . sprich.“

„Wenn ich der Königin allein begegne, so macht es Nichts, daß ich da gewesen bin.“

„Nun . . .“

„Verbirg Dich hier hinter dieser Büste.

Clara begriff Nichts. Ihr Kopf war ganz wirr und betäubt.

„Hier sagst Du . . . hier?“

„Hinter der Göttin, ja, ja! doch . . . es ist wahr . . . Wir können die Bibliothekthüre noch etwas weiter öffnen, und Du stellst Dich hinter sie . . . So hier . . . begreifst Du. Du bedenkst Dich . . . O ich unglückliches Mädchen!“

„Nein, Amanda, nein, ich bedenke mich nicht; es fuhr mir blos gleichsam ein Schrecken durch die Seele. Jetzt ist mir's wieder ganz gut. Ich bedenke mich nicht, nein, nein!“

„Aber bedenke, Clara, bedenke . . .“

„Was soll ich bedenken?“

„Daß Du still sein mußt wie eine Wand, daß Du Dich nicht rühren, daß Du keinen Laut von Dir geben, nicht athmen, nicht seufzen darfst.“

„Verlaß Dich darauf, ich werde nicht seufzen.“

„Still . . .“

Vergiß nicht, daß Du mein Leben in Deinen Händen hast. Sie kommen . . . hörst Du. Noch ein Wort, Clara. Weißt Du, wie Du Dich selbst

ganz vergessen kannst, so daß Du keinen Laut von Dir gibst?"

„Sage mir's."

„Wenn Du recht aufmerksam auf das horchst, was die Königin sagt, so wirst Du alles Andere vergessen."

Amanda hatte kaum den letzten Rath hinzugefügt, als sie sich leichtfüßig wie eine Gazelle entfernte; aber sie nahm den Weg nicht durch die Bibliothek, sondern schlug einen Seitengang ein, der aus dem Naturalienkabinet führte.

Drittes Kapitel.

Die Bibliothek.

Als die Königin von ihrem Spaziergang zurückkam, meldete man ihr, daß Dalin und Höppener bereits angelangt seien.

„Ich bin ganz wie eine Theaterkönigin," scherzte sie gegen ihre Gesellschaft, als sie dieselbe verließ, „ich lasse das Publikum auf mich warten."

Das Gespräch mit dem Grafen Brahe war nach dem Wunsche der Königin ausgefallen. Sie fühlte sich auch glücklicher als seit langer Zeit; sie ermaß in ihrer Seele bereits den Anfang der Erfolge, sie sah sich bereits von der Siegesglorie umstrahlt.

In Dalin schätzte sie das Genie und Talent; in Höppener den scharfsinnigen, furchtlosen Mann. Im Begriff, einer Zeit voll weitaussehender Kämpfe entgegenzutreten, wollte sie das Urtheil und die Thätigkeit dieser beiden Männer in Anspruch nehmen.

Luise Ulrike erblickte in glänzenden Namen ein nothwendiges Feldgeschrei für die Aristokratie: deshalb war Brahe ihr theuer; in den Talenten sah sie ein Feldgeschrei für die Nation; darum berief sie Dalin und Höppener.

Als die Königin eintrat, hielt sie ein zusammengerolltes Papier in ihrer Hand; es glich beinahe einem Commandostab.

Nachdem sie die Herren freundlich bewillkommt, ging sie auf den Gegenstand selbst über. Dieser war wichtig; er gab ihr ihre ganze majestätische Haltung wieder.

„Sie kennen," sagte sie, „bereits die Veranlassung, warum ich diese Besprechung wünschte. Ich will mich mit Ihnen berathen, will Ihre Ansichten hören. Der Thron ist von seiner hohen Bedeutung als eine nothwendige Wahrheit für das Vaterland zu einem bloßen Schild gegen das Ausland und den großen, unwissenden Haufen herabgesunken; aber zu einem Schild, der blos eine leere Lüge repräsentirt. Dieser Sachverhalt ist keinem Zweifel unterworfen. Jedermann weiß es, aber es kann nicht immer so bleiben, es muß Anders gemacht werden: Staat und Thron fordern es gleich gebieterisch. Jetzt ist die Zeit dazu gekommen. Das Volk ist des Parteitreibens müde geworden, es verspricht sich bereits bessere Tage unter einer wahrhaft monarchischen Regierung. Der bessere, der selbstständige Theil des Adels ist mit diesen Ansichten einverstanden. Die Reichsräthe haben sich unmöglich gemacht.

Dalin, dessen ebenso heiteres als reiches Genie ein Diadem von unvergänglichem Glanz in die flie-

genden Locken seiner Zeit flocht, war ein leuchtendes Gestirn am Himmel des Hofes. Nachdem er als Schriftsteller von der Königin zuerst mit dem größten Mißtrauen betrachtet worden, erwarb er sich als Dichter und Lehrer des Thronfolgers ihr höchstes Vertrauen und ihre volle Gunst. Ernste Gedanken schienen ihn jedoch jetzt in Anspruch zu nehmen. In seinem Auge glänzte nicht das gewöhnliche lebhafte Feuer, sondern es war von einem Kummer beschleiert. Auf der hohen, zurückliegenden Stirne saß eine Wolke. Das Gesicht war blässer als gewöhnlich. Er begriff, er ahnte die große Bedeutung des Augenblicks.

„Ew. Majestät," erklärte er jedoch, „ich kann mir Ihre Ansichten noch nicht vollkommen klar machen; aber ich glaube an die Nothwendigkeit einer Aenderung. Ew. Majestät wissen das auch zum Voraus. Ueber meine geringe Fähigkeit können Sie verfügen."

„Ich hoffte das, Dalin; inzwischen meinen Dank. Wenn die großen Talente auf die Seite des Thrones treten, so verschwinden nicht blos die Gefahren des gegenwärtigen Augenblicks, sondern auch die künftigen Zeiten haben leitende Leuchtthürme für ihr Urtheil. Und Sie, Höppener?"

Höppener war still geblieben. In der innersten Tiefe seiner Seele gehörte er keiner Partei, weder dem Hof noch den Rathsherrn an, sondern der Nation, dem Volke. Wenige Zeiten haben einen festeren und unerschütterlicheren Charakter besessen.

In unsern Tagen vergessen, geht er gleichwohl durch ein halbes Jahrhundert unserer Geschichte als

der erste und kräftigste Vorkämpfer schwedischer Freiheit.

Nicht blos als Schriftsteller siegte und litt er. An ihm war jeder Zoll ein Mann. Er warf nicht blos seine Gedanken und Schriften unter das Volk aus, sondern er stand ihm auch mit warmem Herzen und muthigem Sinne stets zur Seite. Wenn ein starker Druck sich geltend machen wollte, trat ihm stets Höppener mit offener Stirne und kräftigem Muth entgegen. Gedanke und Handlung folgten sich bei ihm Schlag auf Schlag.

„Er gleicht," schreibt ein Zeitgenosse, „in allen Stücken dem kühnen Cromwell und dem redlichen Engelbrecht; er besitzt in hohem Grad die Eigenschaften Beider und alle ihre Mittel, mit Ausnahme des Geldes. Große Einsicht, unerschrockener Muth, gewaltige Rednergabe, mannhaft lakonischer Styl, aber bitter bei durchdringendem Verstand. Vir cum judicio audax et observantissimus aequi. Wagt für die Ehre von Gottes Namen, für Wahrheit und Gerechtigkeit Alles, was ein Mann von Herz wagen kann."

Als er auf die Partei der Königin überging, wurde er dadurch keinem seiner Grundsätze untreu, sondern nahm nur diejenige Stellung ein, die mit der Sache des Vaterlandes am besten übereinstimmte.

Auf Befehl des Canzleicollegiums hatte er von Amtswegen einen Bericht über die „französischen Subsidien" verfaßt, worin er ohne alle Schonung die Sprache der unbestechlichen Wahrheit führte; die Schrift wurde, auf Befehl des Collegiums, vor sei-

nen Augen von dem damaligen Secretär Hermansson in den Ofen geworfen und verbrannt.

Von diesem Augenblick an nahm er seinen Platz in den Reihen des Hofes.

Jessin nannte ihn einmal den Pfahl im Fleisch der Kanzlei. Serenius beschreibt ihn als einen Hannibal Carthaginiensis. Die Königin äußert sich während einer Ständeversammlung, er sei das cheval de bataille des Reichstags. Sein ganzes Leben ist der Ausdruck von Freiheitssinn, Thätigkeit und Kampfmuth.

„Wenn ich über einen Stein nicht hinwegsteigen kann,“ sagte der stolze Fersen von ihm, „so muß ich um ihn herumgehen.“

Höppener hatte nicht blos die Erklärung der Königin, sondern noch mehr den entschlossenen Ausdruck in ihrem Gesichte wohl in Acht genommen.

All' die mächtigen Leidenschaften, die in seiner Seele wohnten, stets bereit, für die Sache loszubrechen, von deren Gerechtigkeit er überzeugt war, wurden aufgeregt, als die Königin einer Partei, die nach seinem Urtheil der Freiheit Gewalt anthat, für deren Vormund sie sich ausgab, den Fehdehandschuh hinwerfen zu wollen schien; aber er war nicht blos als Secundant berufen, sondern auch als Rathgeber. Er glaubte daher seine Sympathien zurückdrängen und auf eine ruhige Prüfung eingehen zu müssen.

„Ew. Majestät,“ sagte er, „ehe ich mich ausspreche, bitte ich um vollkommene Mittheilung Ihrer Pläne. Jeder Rathgeber ist ein Doctor: er muß die Krankheit kennen, bevor er das Recept schreibt.“

Der Blick der Königin umfaßte Höppener auf

einmal, wie mit einer einzigen Flamme. Sie glaubte auf eine Opposition zu stoßen, wo sie eine weder erwartete noch finden wollte.

Ihrem Charakter gemäß, rüstete sie sich daher sogleich zur Gegenwehr.

„Gestehen Sie, Höppener," sagte sie, „daß, wenn sich einmal eine königliche Gewalt in einem Lande vorfinden soll, sie dann auch eine wirkliche Macht besitzen muß, die entscheidend und vermittelnd zwischen die kämpfenden Parteien treten kann."

„Ja."

„Höppener's Auge war fest auf die Königin geheftet.

Die Königin und er waren zwei gegen einander gestellte concave Spiegel, die ihre gegenseitigen Gesinnungen zurückstrahlten: sie die Gesinnungen des Thrones, er die Gesinnungen des Volkes.

Unbeweglich, als wäre er von Marmor, lauschte er ihren Worten.

Seine Antwort war kurz und bestimmt wie er selbst; sie ließ keine Ausdehnung, kein Markten zu; sie gab blos den Hauptinhalt dessen, was er lange und reiflich erwogen hatte.

„Gestehen Sie," fuhr die Königin fort, „daß die königliche Gewalt jetzt bei uns blos in einen Deckmantel für die Plane der herrschenden Partei verwandelt ist?"

„Ja."

„Gestehen Sie, daß der Rath ein aristokratischer Areopag ist, der die wirklichen Rechte des Volkes ebenso wenig achtet als die Heiligkeit des Thrones,

die Freiheit der Nation ebenso wenig als die Person des Monarchen?"

„Ja."

„Gestehen Sie, daß diese Räthe von Privatinteressen und Familienvortheilen, auf Kosten des großen Ganzen, beherrscht werden?"

„Ja."

„Gestehen Sie, daß bei dem Volk ein Verlangen nach Veränderung erwacht ist?"

„Ja, Ew. Majestät, ja."

„Nun wohl, Höppener," fuhr sie fort, „dann ist auch die Zeit zu einer großen Veränderung gekommen. Gegen dieses vielköpfige Ungeheuer, das alle Bürgerfreiheit und alle Majestät auf gleiche Weise unterdrückt, müssen alle wahren Vaterlandsfreunde sich verbinden."

„Ich wiederhole," versetzte Höppener, ja, ja, Ew. Majestät, ja."

Die Königin betrachtete ihn verwundert. War er mit ihr oder gegen sie? Sie hörte ihn zwar ihre Fragen bejahen, aber es kam ihr doch vor, als wenn er ein Aber im Rückhalt hätte.

Höppener hatte indeß blos ihre Ansichten erfahren, nicht ihre Absichten. Er erwartete jetzt auch diese zu vernehmen.

Während die Königin sprach, pochte ein schwaches Herz heftig und unruhig hinter der Thüre im Marmorkabinet; es war Clara.

Mit Furcht hörte sie, wie die Königin eintrat; aber eine noch größere Angst überfiel sie, als sie den Klang ihrer Stimme hörte.

Ein unwillkürliches Zittern schüttelte sie: wie übel

glaubte sie nicht gethan zu haben, als sie sich jetzt in dieser Lage befand!

„Sie wollen sich nicht aussprechen, bevor Sie meinen ganzen Plan kennen," fuhr die Königin fort; „zweifeln Sie an mir, Höppener? Nun wohl, ich werde vollkommen aufrichtig gegen Sie sein. Hören Sie mich also. Dieses Papier, das ich in meiner Hand halte, ist ein Schreiben an die Reichsstände, das nur noch der königlichen Unterschrift bedarf; es ist eine Appellation an ihren Patriotismus, an ihre Liebe zur Monarchie und an ihren Rechtssinn; es ist überdies, wenn Sie so wollen, eine Art von Anklageact gegen die Reichsstände; die Wahrheit ist ganz nackt dargestellt, der Sachverhalt ist gänzlich enthüllt. Was sagen Sie? soll die Reichsversammlung mit diesem Act eröffnet werden? Lassen Sie mich jetzt Ihre Ansicht vernehmen."

Höppener konnte eine Regung der Ungeduld nicht unterdrücken.

Dalin dagegen, welcher befürchtet hatte, die Königin möchte noch weiter gehen wollen, freute sich über die Mäßigung, womit sie geschlossen, und sein Gesicht erheiterte sich.

Dalin und Höppener huldigten ganz verschiedenen Ansichten; den Ersteren wollte es bedünken, als liege gleichsam ein mitternächtiges Dunkel auf den Angelegenheiten des Vaterlandes, und er hoffte Alles von der Macht des Lichtes, von der bald aufgehenden, in der öffentlichen Meinung bereits durchbrechenden Sonne der Aufklärung; der Letztere dagegen betrachtete die politische Atmosphäre als verpestet

und war überzeugt, daß die Luft nur durch ein erschütterndes, gewaltiges Gewitter gereinigt werden könne.

Die Aufmerksamkeit der Königin wandte sich vom Einen zum Andern.

„Sprechen Sie, sprechen Sie," bat sie.

„Ich billige Ew. Majestät Absicht im höchsten Grade," begann Dalin; „an die Stände mit einer wahren, geschichtlichen Darstellung über die Ereignisse der letzten Zeiten appelliren, vor ihre Schranken treten und offen all' die Klagen vortragen, wozu die Umstände berechtigen, das heißt ebenso sehr an ihr Herz, als an ihren Patriotismus und ihren Verstand appelliren. Verblendung und Hartnäckigkeit müßten sehr weit gediehen sein, wenn dieser Schritt nicht eine Majorität von Freunden um den Thron sammelte, mächtig genug, um eine Rathskammer aus dem Sattel zu heben, die sich erfrecht hat, die Zügel allein an sich zu reißen. Ein grundsatzfestes und streng parlamentarisches Auftreten zeugt überdies von Achtung für die Gesetze und Ehrerbietung vor der Freiheit. Ich billige die Maßregel."

„Und Sie, Höppener," fiel die Königin ein, „was haben Sie zu sagen?"

Die Ungeduld der Königin war augenscheinlich.

Höppener, in dessen Seele es ebenfalls stürmte, hatte nur zu gut eingesehen, daß er bei der Königin einige Zweifel erregt hatte, und noch überdies durch eine Vorsicht in ihrem eigenen Interesse; aber er ging über diesen Punct weg.

Die Sache, welcher die Frage zu gelten schien, war für ihn zu wichtig, als daß sie nicht ausschließlich seine Aufmerksamkeit angezogen hätte.

„Ew. Majestät," bemerkte er daher, „in so weit der König auftreten soll, ist es wohl Ihr Wunsch, daß er es mit Hoffnung auf Erfolg thue?"

„Ja, Höppener, ja."

„Dann bitte ich Ew. Majestät noch einmal, daß das Document vorgelesen werde."

„Ganz recht . . . ich habe Sie mißverstanden, Höppener ... sehen Sie hier," sie rollte das Papier auf; „lesen Sie, Dalin, lesen Sie. Ueberspringen Sie die Einleitung."

Dalin las:

„„. . . Nach meiner theuern Versicherung habe ich nach besten Kräften . . .""

„Es ist der König, der spricht," fiel die Königin ein.

„„. . . Grundgesetze und Freiheit des Reiches gewährt. Ich habe immer mit Vergnügen angenommen, was die Reichsstände selbst als das Nützlichste erfanden. Frei von allen Privatverbindungen im Ausland und vom Höchsten mit einer würdigen Gemahlin und lieblichen Leibeserben gesegnet, habe ich nie umhin gekonnt, Schwedens Wohl als mein eigenes und meiner Kinder Wohl zu betrachten. Mein aufrichtiger Wunsch ist also von Anfang bis auf diese Stunde dahin gegangen, das Reich glücklich machen zu können, und die Vorsorge dafür hat meine angenehmsten Stunden ausgefüllt; aber ich muß jetzt, obschon nicht ohne innere Erregung, gestehen, daß ich, besonders seit dem letzten Reichstag, mit meinen wohlmeinenden Vorsätzen auf Schwierigkeiten gestoßen bin, die meine Krone schwerer zu tragen machten, als ich billiger Weise vermuthen konnte.""

Clara hatte sich ganz leise und ergebungsvoll in sich selbst verschlossen. Aber mit jedem Augenblick wurde ihre Lage qualvoller. Lange lauschte sie auf jedes Wort; aber wie wenig war es nicht, was sie verstand! Zitternd vor Angst, daß sie verrathen werden könnte, hielt sie ihren Athem an sich. Während sie sich die ganze Unbedachtsamkeit vorwarf, wodurch sie in diese Lage versetzt worden war, entstand allmälig eine Verwirrung in ihrem Kopfe. Bald gelangten die Worte blos noch wie summende Töne zu ihr. Das Blut begann so wunderlich in ihren Adern zu sieden. Von ihrer Stirne kam ein Schweißtropfen um den andern. Es lag so schwer auf ihrer Brust. Sie hätte niedersinken mögen, aber sie wagte es nicht, und sie machte übermäßige Anstrengungen, um sich aufrecht zu erhalten. Sie wollte athmen, aber sie unterstand sich nicht. Endlich stieß sie — sie konnte sich's nicht mehr verwehren — einen Seufzer, einen tiefen Seufzer aus.

Höppener hatte eine gegen einen der Bücherkästen hin geneigte Stellung eingenommen, sein Kopf ruhte in seiner Hand, er bemühte sich, kein Wort von der Schrift zu verlieren, und war die Aufmerksamkeit selbst.

Da schlug der leise Ton eines Seufzers an sein Ohr.

Er wandte sich, er sah sich um: der Seufzer kam von keiner der anwesenden Personen.

Dalin las weiter:

„„Ich hatte in meinem königlichen Amt, nächst Gottes heiligem Wort und meinem Gewissen, keine andere Richtschnur zu haben geglaubt, als die Re-

gierungsformen, meine Versicherung und die Grundgesetze des Reichs, die man ohne meine Einwilligung nicht weiter ausdehnen könne, als wie sie in dem Augenblick, wo ich sie annahm und beschwor, zu verstehen waren. Ich hatte gedacht, daß ich, wenn ich meinerseits heilig halte, was ich vor Gott und den Ständen des Reichs angelobt, auf der andern Seite erwarten und verlangen könne, daß meine getreuen Unterthanen auch ihre feierlich eingegangenen Verpflichtungen halten, und mir nicht, den Regierungsformen zuwider, meine gesetzlich begründeten Rechte entziehen würden; aber ich habe mit Betrübniß erfahren müssen, wie man in dieser kurzen Zeit meinen gesetzlichen Rechten alle möglichen Auslegungen zu geben und mir schwerere Bedingungen vorzuschreiben suchte, als Sr. höchstseligen königlichen Majestät, meinem Vorgänger, während seiner ganzen Regierung.

„„Ob mindere Klarheit des Gesetzes oder eine unvollkommene Auslegung desselben Schuld daran war, das überlasse ich den Reichsständen zu beurtheilen, ich will es nicht entscheiden; aber die Herren Reichsräthe, die für die rechte Auffassung des Gesetzes verantwortlich sind, haben mir durch verschiedene schriftliche Vorstellungen Ansichten zu erkennen gegeben, die ich mir nie gedacht hätte.""

Clara's Lage war beinahe in einen fieberhaften Zustand übergegangen. Verworrene und bunte Bilder begannen vor ihren Augen zu schweben.

Ein neuer Seufzer hob ihre Brust.

Höppener konnte nicht ergründen, woher er kam; aber er konnte sich nicht täuschen.

Er hegte keine abergläubischen Meinungen von übersinnlichen Dingen; aber diese Seufzer während der Vorlesung der königlichen Vorstellung an die Stände waren ihm höchst auffallend.

Um zu hören, ob sie wiederkehren würden, strengte er seine Aufmerksamkeit noch mehr an.

Dalin las:

„„Wenn die Grundsätze, die sich darin geltend zu machen scheinen, Bestand hätten, so weiß ich nicht, in wie weit es auf mich ankäme oder nicht, meine theure Versicherung zu halten; ich weiß nicht, in wie weit es mir erlaubt wäre, die Rathschläge, Gründe und Ansichten, die mir von den Reichsräthen vorgelegt wurden, zu prüfen, ob sie mit meinem Eid und meinem Gewissen vereinbar wären, und dabei meine eigenen Ansichten auszusprechen, widrigenfalls ich weniger Bedeutung besäße, als der geringste Einwohner des Landes, dem man Nichts gegen seine Ueberzeugung und sein Gewissen aufzwingen kann; die Ausführung meiner Versicherung wäre mir genommen und also unnöthig, weil Nichts dabei auf meine eigene Aeußerung ankäme. Ich weiß nicht, in wie weit ich selbst in meinem eigenen Hause zu befehlen hätte.

„„Mit welcher zärtlichen Rücksicht auf das Gesetz und das allgemeine Wohl ich bestrebt war, die erledigten Aemter mit passenden und würdigen Männern zu besetzen, weiß der allsehende Gott. Welche Grundsätze mich dabei leiteten, das habe ich schon als Erbfürst an den Tag gelegt. Bei meinem Regierungsantritt war es eine meiner ersten Sorgen, dem verderblichen Mißbrauch zu steuern, der auf

ganz Schweden lastete, und die zeitliche Wohlfahrt so mancher brauchbarer und wohlverdienter Männer untergrub, dem Mißbrauch, die Reichsämter gleich Privateigenthum durch Accorde zu verkaufen und zu kaufen.""

Zum dritten Mal tönte ein leiser Seufzer durch das Zimmer, ohne daß Höppener zu entdecken vermochte, woher er kam.

Es kam ihm zwar etwas unheimlich vor, aber er glaubte die Aufmerksamkeit der Andern nicht darauf lenken zu müssen.

Vielleicht war es blos ein leichter Windstoß in einer zerbrochenen Fensterscheibe.

Dalin fuhr fort:

""Man hat für die Besetzung der Aemter die widersprechendsten Grundsätze aufgestellt, so daß ich nicht weiß, welche man zur Geltung zu bringen beliebt.

""Ich sage dies nicht aus Mißtrauen gegen die Personen der Herren Reichsräthe, sondern gegen die Principien, mit denen man mir seit einiger Zeit entgegengetreten ist. Da ich meinem gesetzlich begründeten Rechte Nichts vergeben durfte, so sind daher verschiedene Aemter bis auf die jetzige Stunde unbesetzt geblieben, damit die Reichsstände selbst prüfen können, in wie weit die gegen mich angeführten Gründe gesetzlich sind oder nicht. Vorschriften und Empfehlungen, die nicht von sämmtlichen Reichsständen ausgefertigt sein konnten, sind mir als Fingerzeige und Richtschnur bei Besetzung der Aemter in den Weg gelegt worden.

""Gleichwohl hat man, ohne mich davon zu

unterrichten, Befehle an meine Beamten in Dingen erlassen, die nur den König allein angehen.

„„Aber was mir am tiefsten zu Herzen gegangen ist und mein hohes Amt schwer und betrübsam gemacht hat, das sind die unverdienten harten Anschuldigungen, die man in verschiedenen Vorstellungen gegen mich erhoben hat, als hätte ich gegen meine Versprechungen gehandelt, als wäre ich der Gesetze unkundig, als hätte ich zu gewaltsamen Eingriffen in die Freiheit Anlaß gegeben, mich von schlechten Rathgebern verleiten lassen, und dergleichen Dinge, an die ich gar nicht denken kann, ohne daß mir das Herz blutet.

„„Solche Behauptungen haben im ganzen Land große Unruhe, Furcht, Argwohn, unbegründete Gerüchte hervorgerufen, wie auch allerlei gedruckte und ungedruckte Schriften, um meine getreuen Unterthanen zur Vertheidigung der Freiheit aufzufordern, als ob sie durch mich in Gefahr wäre. Darob führe ich bittere Klage bei den Ständen des Reichs.""

Im Uebermaß ihrer Qual vermochte sich Clara zuletzt nicht mehr auf den Beinen zu halten. Sie wankte und war nahe daran zu fallen. Mechanisch griff sie in den Thürschlüssel, um sich aufrecht zu halten.

Höppener hörte deutlich ein hastiges, klirrendes Getöne.

Diesmal war er sicher, daß es von der Thüre des Marmorkabinets herkam.

Da der Gegenstand, worüber sich die Königin mit ihnen berieth, von der höchsten Wichtigkeit war, und sich ihm unwillkürlich der Gedanke aufdrängte,

daß Jemand sie belausche, so beschloß er, die Königin aufmerksam zu machen.

„Ew. Majestät,“ fiel er also ein, „darf ich die Frage wagen, ob Sie sicher sind, daß wir hier allein sind oder nicht?“

„Was soll das heißen? Allein? Natürlich sind wir allein.“

„Ich zweifle gleichwohl daran, Ew. Majestät; ich habe ganz deutlich gehört, daß Jemand da innen im Zimmer ist.“

„Wie? sollte Jemand da sein?“

„Ich bin es fest überzeugt.“

Die Königin erhob sich heftig und ging eilenden Schritts auf die Thüre zu.

Wer beschreibt ihre Bestürzung, als sie eine gänzlich unbekannte Person vor sich fand!

Einen Augenblick blieb sie wie festgenagelt stehen.

Clara's leichenblasse Züge flößten ihr in der ersten Ueberraschung Schrecken ein; aber der Schrecken verwandelte sich zuletzt in Mitleid.

Keine von Beiden sprach ein Wort: sie betrachteten einander blos.

Die Königin hatte sich jedoch bereits gefaßt: schweigend, wie sie gekommen war, zog sie sich auch zurück.

Sie verschloß jedoch die Thüre des Marmorkabinets und drehte den Schlüssel zweimal um.

„Sie haben sich getäuscht, Höppener,“ erklärte sie ganz kurz, als sie zurückkam, „ich fand blos ein Buch, das auf den Boden gefallen war.“

Obschon das Aussehen der Königin ihren Worten

widersprach, so glaubte Höppener doch keinen Grund zu einer Gegenbemerkung zu besitzen.

„Lesen Sie weiter, Dalin," bat die Königin.

Dalin las:

„„Ich nehme an, daß die Herren Reichsräthe diese Vorstellungen in der besten Absicht gemacht und dadurch ihre Amtspflicht zu erfüllen, wie auch den Ständen des Reichs ein Vorbild zu geben geglaubt haben; in diesem Fall bin ich den Herren Reichsräthen ganz und gar nicht böse; aber sie müssen auch mir zugeben, und ich berufe mich dabei auf ihr eigenes Gewissen, daß ich niemals wissentlich gegen die Freiheit und Grundgesetze des Reichs, gegen mein Versprechen oder die Privilegien der Stände gehandelt, sondern immer alle wirklich stichhaltigen Gründe angenommen habe. Ich halte mich also versichert, daß die Stände des Reichs mit der innigsten Treue gegen mich und das Vaterland jetzt bemüht sein werden, alle solche unglückselige Steine des Anstoßes für unsere beiderseitige Wohlfahrt und Freude aus dem Weg zu schaffen. Ich erkläre noch auf's Feierlichste, daß die Freiheit des Reichs und die Rechte jedes schwedischen Unterthanen mir so heilig und theuer sind, daß ich dafür gern meinen letzten Blutstropfen vergießen würde. Aber die Stände des Reichs mögen auch mit ihrer gewöhnlichen Treue und Liebe das aufnehmen, was ich ihnen jetzt nicht ohne tiefen Schmerz erkläre, nämlich daß ich von Stund an nicht mehr mit Vergnügen die Regierung des Reichs führen kann, ohne daß sie mir deutlich ihr Verlangen zu erkennen geben, daß die Ausübung meiner Hoheit und meiner Rechte unbeeinträchtigt

bleibe, was ohne die mindeste Unsicherheit für die Freiheit und Wohlfahrt der Stände jetzt und in Zukunft geschehen kann. Sobald mir die Stände des Reichs eine solche reine und für mich nicht beschränkende Richtschnur gegeben haben, können sie versichert sein, daß ich dieselbe mit aller königlichen Huld festhalten, ihre Freiheit und Privilegien um so kräftiger schützen und also mit Freuden das Glück des ganzen Vaterlandes sowie die Wohlfahrt jedes Unterthanen nach Recht und Gesetz fördern werde.""

Dalin verstummte.

„Hören Sie hier auf," fiel die Königin ein, „hören Sie auf."

Die Königin hatte sich seit ihrer Rückkehr von der Bibliothek nicht erholt. Höppener, der ihre ganze Gemüthsbewegung genau beobachtete, sah, daß sie Dalins Vortrag nicht mehr mit demselben Interesse folgte, daß Unruhe in ihrer Brust arbeitete, daß sie mitunter furchtsame und prüfende Blicke auf die Thüre des Marmorkabinets warf.

„Sie haben jetzt das Wesentlichste gehört, Höppener," bemerkte sie, „lassen Sie mich nun auch Ihre Ansicht vernehmen."

Die Aufforderung drückte wie auf eine Feder in Höppeners Brust. Die Sache lag ihm ganz klar vor, und um eine Antwort konnte er nicht verlegen sein. Er kannte seine Pflicht; aber die Pflicht war für ihn auch ein Bedürfniß.

Mit der ganzen Kühnheit eines unternehmenden und ehrgierigen Mannes warf er sich sogleich mitten in den Gegenstand, nachdem er in seiner Seele noch einen forschenden Blick darauf gerichtet.

„Ew. Majestät," begann Höppener, „ich bin gern bei allen großen Sachen und fühle mich stark in demselben Maß, als sie gefährlich sind. Ich habe von unsern Herren Räthen genug gesehen, um sie alle zusammen an den Galgen zu wünschen. In unserer ausländischen Politik zeigen sie nicht so viel Verstand wie ein Tollhäusler; denn dieser weiß doch immer, daß er seine Stubenthüre zumachen muß, wenn es draußen stürmt. Unsere Räthe dagegen haben die ihrige wagenweit aufgesperrt; darum wurde auch Finnland weggeblasen, und wir haben es nur Sr. Majestät persönlich zu danken, daß Rußland dumm genug war es uns zurückzugeben. Und im Lande selbst . . . mein Gott . . . wo soll man da anfangen? Man sagt, die Stände des Reichs seien souverän, das Volk regiere sich selbst. Ich möchte jedoch für eine Souveränetät wie die unsere keinen Thaler opfern. Betrachten Sie die Reichstagswahlen: sie werden nicht blos durch Bestechung, sondern sogar durch Gewalt bestimmt. Betrachten Sie deßhalb auch unsere Reichsversammlungen; dieselbe Corruption, dieselbe Gewalt. Was sind die bürgerlichen Stände? Heerden, die innerhalb der Grenzen des Reichstags von einigen wenigen da auserkorenen Günstlingen auf die Weide getrieben werden. Die Souveränetät liegt blos im Adel und auch in ihm nicht, sondern in der Rathskammer, und der geheimen Commission derselben, kurz und gut bei einigen wenigen hohen Familien, die, während sie die übrigen sich um den königlichen Mantel herumbalgen lassen, selbst hinter ihrem Rücken einen Scepter verbergen. Das Wort, das freie Wort, das früher in

Schweden so mächtig gewesen, was ist es jetzt? Ein Sternkammerprozeß droht Jedem, der sich seiner zu bedienen wagt. Mein freies Herz, Ew. Majestät, pocht aufrührerisch, wenn ich unsern Machtbesitz beobachte. Ew. Majestät sagten so eben, die königliche Gewalt sei eine bloße Larve, eine leere Lüge; das ist nicht genug, Ew. Majestät; die königliche Gewalt und die Preßfreiheit werden von ersten gespensterscheuen Räthen dem Volke als höchst gefährlich für — man sollte es kaum glauben — für die Freiheit selbst dargestellt.

Je tiefer Höppener auf seinen Gegenstand einging, um so feuriger wurde er.

„Von allen Regierungsformen," fuhr er fort, „kann ich nur eine einzige recht gründlich hassen: die Aristokratie. Mit den Symbolen der Königsgewalt unterdrückt sie alles Bürgerthum; mit den Symbolen des Volkes und der Freiheit bedroht sie die königliche Gewalt. In ihrer Stellung zwischen beiden haut sie gleichsam den Baum in der Mitte ab, damit die Krone ohne Wurzel verwelken und die Wurzel ohne Krone verfaulen soll. Wo Mehrere regieren, da erzeugt ihre gegenseitige nothwendige Gespensterscheu immer eine feige Tyrannei.

Höppener verstummte für einen Augenblick. Seine Stirne leuchtete von einer hohen Macht, seine Augen strahlten von dem hinreißenden Glanz eines kühnen Geistes.

Die Königin, deren Gedanken während der Vorlesung Dalins bereits auf andere Gegenstände übergeschwebt waren, fühlte unter dem Eindruck von Höppeners Worten ihr Herz pochen.

„Ew. Majestät," fuhr Höppener fort, „wollen an das Herz der Reichsstände appelliren. Reichsstände, Ew. Majestät, besitzen kein Herz: sie haben blos Interessen. Sie wollen an eine Thüre klopfen, die nicht vorhanden, sondern nur von ihrer eigenen Phantasie an die Wand gemalt worden ist. Sie können sich die Hände blutig klopfen, aber die Wand wird sich nicht öffnen, nicht bewegen. Das Einzige, was Sie können, ist, daß Sie Ihren Kopf daran zerstoßen. Unterscheiden Sie zwischen einzelnen Männern, Ew. Majestät, und einer Corporation."

Die Worte klangen drohend und düster: ein unwillkürlicher Schauder fuhr der Königin durch die Glieder.

„Ich verstehe mich nicht auf Worte ohne entsprechende Handlungen; sie sind Figuren ohne Beine und Sehnen. Die Handlung ist für das Wort, was das Schwert für die Hand ist. Neben die Feder muß man ein Pistol legen. So ist unsere Regierung beschaffen, Ew. Majestät, so unsere Preßfreiheit, so unsere Staatsordnung. Ew. Majestät Appellation an die Stände wird blos Ihre Absichten verrathen, ohne Sie einen Zoll breit weiter zu bringen. Im Winter hängt man den Pferden Glöckchen an. Man thut das, um Andere zu warnen. In der Politik muß man die Glöckchen vermeiden. Je mehr Wahrheiten in dem Schreiben ausgesprochen werden, um so mehr Lichter zünden Eure Majestät blos in den Köpfen Ihrer Gegner an. Ich für meinen Theil würde wünschen, jedes noch so dünne Lichtchen darin auslöschen zu können. Die Wahrheit, Ew. Majestät, ist Gottes herrlicher Wille auf Erden. Niemand

kann zu viel thun, um sie den Menschen einzupflanzen, ob sie in der Rathskammer sitzen oder in engen Gäßchen ihre Höhlen haben. Aber um so zu denken, muß man, wie ich, keiner Partei angehören. Für die Parteien gibt es keinen fürchterlicheren Feind als die Wahrheit. Die eigenen Vortheile sind ihnen das goldene Kalb der heiligen Wahrheit, das sie ewig umtanzen. Wenn Olof Trätelja an das Herz und Ehrgefühl der Felsen und Wälder appellirt hätte, so wäre er nie vom Fleck gekommen; aber er verstand seine Kunst, er wandte solche Waffen an, welche die Felsen und die Wälder verstanden, und so wurde er der erste Wegeverbesserer des Landes. Zu Gott, Ew. Majestät, müssen Sie appelliren und beten; aber die Menschen müssen Sie, jeden auf seine Art, überzeugen. Die Geschichte beweist uns, daß die Macht niemals auf dem Wege des Herzens nachgegeben hat. Gegen Macht muß man Macht aufstellen: um verstanden zu werden, muß man dieselbe Sprache reden. In den Rathssälen muß Weisheit sich mit Weisheit messen, im Kriege Handlung mit Handlung; und Sie, Ew. Majestät, Sie bedürfen Beides: Weisheit ohne kühnes Handeln wird die Parteien nur noch mehr gegen Sie aufreizen; Handlung ohne Weisheit dagegen wird Sie gänzlich vernichten. Ich rathe von dieser Zuschrift an die Stände ab.

Höppener schwieg wieder: er schien bei sich selbst zu überlegen, wie wenn er noch Etwas hinzuzufügen hätte.

Die Königin betrachtete Höppener mit einem starren, ängstlichen Blick. Sie schien den Mann beinahe zu scheuen.

Dalin schaute gerade vor sich hin.

„Sie setzen Ihr Vertrauen auf die Aufklärung, Dalin," begann Höppener nach einer Weile wieder. „Auch ich thue das. Aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist die Aufklärung in unserem Lande blos als eine Nachtlampe in einem Schlafzimmer oder auch in einem Gefängniß zu betrachten."

Höppener schien Nichts mehr hinzuzufügen zu haben, aber plötzlich wandte er sich gegen die Königin.

„In einem einzigen Fall, Ew. Majestät, könnte Ihnen dieses Schreiben doch nützen."

„In welchem, Höppener? Sprechen Sie, in welchem?"

„Auf dieselbe Art, Ew. Majestät, wie die Büchse der Pandora."

Noch lange, nachdem Dalin und Höppener sich entfernt hatten, blieb die Königin auf ihrem Platze sitzen.

Mächtig hatten die Worte der beiden Männer, besonders Höppeners, in ihre Seele eingegriffen. Die Rathschläge, die er ertheilt hatte, enthielten auch Aussichten für die Zukunft, die ihr zwar nicht neu waren, aber doch ihren Weg klarer bestimmten und genauer absteckten.

Nach seiner Ansicht sollte sie sich jetzt auf einer falschen Bahn befinden. War sie das wirklich oder nicht? Die Beantwortung dieser Frage überstieg vielleicht ihren Scharfsinn und vielleicht noch mehr ihre Erfahrung. In diesem Augenblick fühlte sie lebhafter als je, daß sie blos ein schwaches Weib war.

Auf einmal wandte sie sich jedoch gegen die Thüre des Marmorkabinets.

Mit kaltem Gesicht blickte sie nach derselben.

In ihrer dermaligen Stimmung bedurfte sie irgend einen äußeren Gegenstand, an dem sie sich festhalten konnte.

Je länger sie die Thüre betrachtete, um so heftiger wurde der Verdruß, der in ihrem Auge glühte.

„Beim Himmel," murmelte sie endlich, „ich werde zu strafen wissen."

Festen Schritts ging sie auf die Thüre zu.

Die Königin hatte die Fäden ihres Vorhabens so vorsichtig als möglich zu spinnen gesucht, weil sie gar zu wohl wußte, daß die Gegenpartei, im Fall sie es zu früh entdeckte, Nichts unterlassen würde, um es durch ihre Kabalen zu vereiteln.

Es lag zwar Nichts darin, was den Staatsvertrag augenscheinlich bedrohte; aber dieser Versuch enthielt nichtsdestoweniger den ersten Schritt zu einer Veränderung, von welcher sie hoffte, daß sie in ihren Folgen so bedeutend als möglich werden sollte.

Sie hatte sich zwar nicht von dem thörichten Gedanken beirren lassen, daß sie die Reichsstände im eigentlichen Sinn des Wortes überrumpeln könnte, aber sie hatte auch die Vortheile des ersten lebhaften und von politischen Interessen noch nicht profanirten Eindrucks, den ein gänzlich ungeahnter Schritt dieser Art hervorbringen mußte, nicht übersehen. Von diesem Eindruck versprach sie sich wirklich nicht Geringes, zumal da sie Anstalten traf, um ihn von

vielen Seiten und von vielen Händen verarbeiten zu lassen.

Obschon sie sich bei der Entdeckung, daß eine unbekannte Person ihre Unterredung belauscht hatte, vor Höppener und Dalin beherrschte, so wurde sie doch darüber sehr unruhig, um nicht zu sagen zornig und ärgerlich.

Als die Königin jetzt in's Marmorkabinet trat, stand Clara an den Fensterpfosten gelehnt und hatte ihr Gesicht mit ihren Händen bedeckt.

Die Königin blieb in einiger Entfernung von ihr stehen und betrachtete sie mit drohendem Blicke.

„Nimm die Hände von Deinem Gesicht weg," befahl sie. „Schau auf!"

Als Clara wieder frei hatte aufathmen können, verschwanden alle ihre Bangigkeiten, und nur der Vorwurf quälte sie noch, daß sie sich an einem Ort befinde, wo sie sowohl ihre Freundin als sich selbst blosstellte. Wie heftig klopfte daher ihr Herz, als der Unwille der Königin jetzt auf sie herabfiel! Sie erinnerte sich noch sehr wohl an Alles, was Amanda ihr von der Strenge der Königin gesagt hatte. Tausend aufregende Gedanken kreuzten sich durch ihre Seele. Die Bekümmernisse der Erfahrung haben Nichts, was sich mit denen der Unschuld vergleichen läßt. Die ersteren haben ihre Grenzen im Verstand, die letzteren sind grenzenlos wie das Herz.

Hart und kalt drangen die Worte der Königin zu Clara's Ohren, und mechanisch senkte sie ihre Hände.

Große und helle Thränen tropften über ihre

Wangen hinab, und der Blick, den sie aufschlug, glänzte so bittend, so reuevoll, so innig.

Die Thräne ist eine Perle in unseres Herzens Muschel. Ist sie ächt, so schimmert sie von göttlichem Glanze und lockt leicht eine Thräne in unserem eigenen Auge hervor.

Clara war dem Feuer im Blicke der Königin begegnet und sie senkte den ihrigen wieder zur Erde. Nie hatte die bittende Reue in reinerem und milderem Glanz vortreten können. Wie rührend war sie nicht, wie tief war sie nicht aufgeregt! Man konnte sich keinen Augenblick in ihr täuschen. Der Text in ihren Gesichtszügen war allzu klar und rein, wie von der Unschuld selbst gezeichnet.

Der Zorn des edlen Gemüths währt nicht länger, als bis man an das Edle darin appellirt.

Vor der Königin zeigte sich Clara wie ein aufgeschlagenes Gebetbuch: jedes Wort drang zu ihrem Gefühl.

Die Königin hatte auch bereits allen ihren Argwohn vergessen, ihr Zorn war verschwunden. Das Herz war erobert.

Welcher Brustharnisch zerschmilzt nicht vor dem Zauberstab eines aufrichtigen und unschuldsvollen Blickes?

Aber nichtsdestoweniger blieb die Königin in ihrem ganzen Aeußern gleich hart und kalt. Sie wollte sich's selbst kaum gestehen, daß sie besiegt war.

„Was hast Du hier gemacht?" fragte sie. „Wer bist Du?"

Die Worte der Königin bebten so sonderbar durch Clara's Brust.

Mit keiner andern Etikette bekannt, als derjenigen, die ihr Herz ihr eingab, ohne einer andern Stimme zu folgen, als der des natürlichen Gefühls, erhob sie ihre gefalteten Hände zur Königin.

„Verzeihen Sie mir," bat sie, „verzeihen Sie mir!"

„In welcher Absicht befindest Du Dich hier?"

„Ach, mein Gott, in keiner."

„Wie bist Du hieher gekommen?"

Sollte sie Amanda verrathen oder die Königin täuschen? Sie vermochte weder das Eine noch das Andere, und sie sank auf ihre Kniee.

„Verzeihen Sie auch ihr," bat sie. „Wir hatten einander so viele Jahre nicht gesehen, und da trafen wir uns im Schloßhof, und da sie glaubte, es würde mir Freude machen, das Schloß zu sehen, und da die königlichen Personen nicht da waren, so bat sie mich, ihr zu folgen."

„Es ist also doch eine fremde Hand im Spiel," bemerkte die Königin bei sich selbst, und diese Bemerkung stach sie wie ein Dorn tief in's Herz.

„Wer ist denn diese Freundin?"

„Wollen Ew. Majestät ihr verzeihen."

„Antworte mir, wer ist sie?"

Clara flüsterte mit kaum hörbarer Stimme Amanda's Namen.

Ein unwillkürliches Zucken flog über das Gesicht der Königin. Es folgte eine kurze Stille. Die Königin glaubte ein Wolkenfleckchen entdeckt zu haben, das zu allerlei Bedenken Anlaß gab.

„Ich werde Deine Angaben streng untersuchen," sagte sie: „Du mußt hier bleiben."

Clara begann ängstlich zu werden.

„Ach, Ew. Majestät, das ist unmöglich — ganz unmöglich. Wenn ich heute Abend nicht heimkomme, so wird meine Mutter böse, schrecklich böse; und überdies . . .“

Die Königin behielt unerschütterlich ihre kalte äußerliche Hoheit bei.

„Ueberdies . . .“

„Ueberdies geht gewiß mein Bruder jetzt im Schloßhof herum und sucht mich.“

„Dein Bruder?“

Clara hatte einen Blick zum Fenster hinaus geworfen und Daniel unten auf dem Quai entdeckt.

„Dort sitzt er, Ew. Majestät, dort . . .“

„Ich werde ihn hieher rufen. Erwarte mich hier.“

Die Königin entfernte sich.

Wir verließen Daniel, als er von dem Pagen in's Schloß geführt wurde.

Daniel folgte ihm nicht ohne Unruhe und Verwunderung darüber, was wohl seiner Schwester begegnet sein möge, weil er jetzt auf diese Art zu ihr gebracht wurde.

Beim ersten Schritt, den er innerhalb der Wände des Schlosses that, wurde ihm so wunderlich zu Muthe. Die Verhältnisse um ihn her waren so ungewöhnlich, daß er zurückbebte. Jedes Gesicht, dem er begegnet, kam ihm so unerklärlich und geheimnißvoll vor. Er wünschte sich wieder unter den freien, klaren Himmel hinaus, um athmen zu können.

Der Page öffnete inzwischen eine Thüre und schob ihn hinein: er befand sich in der Bibliothek.

Es kam ihm beinahe vor, als wäre er in einen Abgrund gestoßen worden.

Viertes Kapitel.

Der Hof.

Nachdem der Hof von seiner heitern Wasserpartbie zurückgekommen war, versammelte er sich im obersten Stock, in den sogenannten Conversationszimmern.

Um in diese einzutreten, muß man den Trabantensaal passiren.

Hier plauderten in verschiedenen Gruppen mehrere Leibtrabanten, unter welchen wir die Corporale Baron Carl Wrangel, Nils Ludwig Svedenstjerna und Carl Hermelin, sowie den Vicecorporal Phannel Gestrin namhaft machen wollen. Man sah da auch den Hoffechtmeister Porath, den Pagenhofmeister Severin Bredha und andere.

Im Verlauf des Sommers hatte sich ein Ereigniß zugetragen, welches nicht blos den Hauptgegenstand aller bisherigen Kämpfe zwischen dem Hof und dem Staat bildete, sondern auch Veranlassung zu neuen gab.

Von den urältesten Zeiten her hat die Redefreiheit als ein angebornes Recht den Schweden gehört. Der freie Gedanke und das freie Wort wuchsen bei uns stets neben einander auf wie zwei getreue Zwillingsbrüder, stets bereit, die Freiheit des Staats in vorderster Linie zu wahren. Aber ein altherkömmliches Recht, gegen welches sich selbst die unbeschränkteste Königsgewalt keinen Angriff erlaubt hatte, sollte

doch während der sogenannten Freiheitszeit angetastet werden.

Als die Kluft zwischen dem Hof und dem Senate sich erweiterte, machte der erstere seinem Unwillen in Anmerkungen, Epigrammen und Satyren Luft.

Schon im Jahr 1752 waren die Lustbarkeiten bei Hof nicht ohne solche Feuerwerkerei des freien Worts.

Die Reichsräthe, ebenso ängstliche Wahrer ihrer Macht als schwach in Folge ihrer Aengstlichkeit, fürchteten hinter jedem Einfall eine Verschwörung.

Der Wunsch, sich die wohlgeneigte Aufmerksamkeit der Großmächtigen zu erwerben, ermangelte daher nicht, jeden Scherz nach den eigenen Interessen auszulegen.

Der Geburtstag der Königin fiel auf den 24. Juli.

Unter den vielen Festen, die ihr zu Ehren gefeiert wurden, erregte jedoch besonders eine Rede, welche der Pagenhofmeister Jacob Ichsell am folgenden Tag im Ritterhaussaal hielt, das größte Aufsehen.

Nachdem der Redner in einem kurzen Abriß aus unserer eigenen Geschichte nachgewiesen, wie die mittelalterliche Vielregierung das Vaterland seinem Untergang entgegengeführt, bis Gustav der Regierung die Einheit zurückgegeben und sie dadurch gerettet habe, ging er auf die bestehende Regierungsform über mit der Erklärung, daß sie, obschon weislich eingerichtet, doch den Ständen nicht die Befugniß beilege, dem König auch nur das mindeste der ihm zustehenden Rechte zu entziehen.

Er fuhr dann fort:

„Sollte Jemand zu behaupten wagen, daß die schuldige Ehrfurcht vor der Obrigkeit unserer Freiheit widerstreite; sollte sich Jemand unterstehen, durch boshafte Urtheile die Obrigkeit in die unglückliche Lage zu versetzen, daß sie keinen aufrichtigen und treuen Diener bekommen oder haben könnte; sollte Jemand die Unterthanen darum angreifen, weil ihre Ehre, Redlichkeit und gute Aufführung ihnen das Vertrauen des Königs erworben; sollte Jemand so frech sein, mit angemaßter Machtvollkommenheit vorschreiben zu wollen, welche Lebensweise die höchste Obrigkeit in ihrem Schloß eingehalten habe; sollte Jemand ihre Zeitvertreibe zu tadeln wagen; sollte irgend ein Sohn des Abgrunds durch niedrige Schlüsse die Gnaden- und Liebesbeweise der Obrigkeit, wenn unsere theure Obrigkeit ihre Unterthanen diese Gnade in ihrer eigenen hohen Gesellschaft genießen läßt, in ein falsches Licht stellen wollen, so hätte derselbe das zu erwarten, was die Allmacht in früheren Zeiten vollführt hat, und was im 4. Buch Mosis im 16. Capitel verzeichnet steht."

Daß der Redner mit diesen Andeutungen nicht unrichtig die Stellung der Königsfamilie bezeichnete, geht am allerbesten aus dem Lärm hervor, den sein Vortrag veranlaßte.

Die Reichsräthe fühlten sich nicht stärker, als daß sie dem Justizkanzler befahlen, die Rede einzufordern, worauf dieser, nachdem das Collegium sie voll von Verdrehungen der Regierungsform und untauglich zum Druck erfunden, sie dem Staatsanwalt

zuwies, um „gemäß der delicaten und kitzlichen Beschaffenheit des Falles“ Hand daran zu legen.

Dadurch wurde die Erbitterung des Hofes nicht vermindert, sondern vielmehr erhöht.

Wir wissen bereits um die Absicht der Königin, den Ständen bei ihrem bald bevorstehenden Zusammentritt eine Art Anklageschrift, die so ziemlich wie ein Echo von Ichsells Rede lautete, gegen die Reichsräthe einzureichen.

Die Reichsräthe trugen also kein Bedenken, dem Hof mit der ganzen Empfindlichkeit und Verbissenheit kleinlicher Charaktere zu begegnen. Je unbedeutender die Fragen waren, um so mehr fiel der Kampf selbst den individuellen Leidenschaften anheim, die ihrerseits neuen Brennstoff in das Feuer warfen, ohne daß sie die entsprechende Macht besaßen, um dasselbe zu löschen.

Der Hof und der Senat waren bereits zwei unversöhnliche Lager, die beiderseits ihre Glieder zu verstärken suchten, überzeugt, daß ein offener Ausbruch der Feindseligkeiten jeden Augenblick drohe.

Die im Trabantensaal plaudernden Gruppen warfen auch Worte um sich, die von ihrer Anschauungsweise zeugten. Alle Staatsbeamten, die durch ihre Anhänglichkeit an die Rathsherren bekannt waren, bekamen ihre Hiebe, die scharf fielen wie von ächten Trabantenklingen.

Lachend und scherzend passirten inzwischen mehrere Hofdamen und Cavaliere durch den Saal in die inneren Zimmer.

Es war ein bunter, hübscher Strom, der beständig vor dem Auge wechselte.

„Still, meine Herren," tönte auf einmal eine heisere Stimme durch den Saal, „still, meine Herren, still!"

Die rauhe, heisere Stimme und der befehlende Ruf zogen alle Blicke nach der Seite, von wo sie kamen.

Der Gegenstand war in Wirklichkeit nicht sehr einnehmend. Halb von den herabfallenden, dicken Fenstervorhängen verdeckt, kam ein zottiger, grauer Kopf zum Vorschein, dessen breite, bereits gefurchte Stirne den entschiedensten Starrsinn verkündete, wie in den tiefliegenden, gleichfalls grauen Augen ein trotziger Blitz und auf den groben, rohen Lippen ein Hohnlächeln lag. Es war etwas Unglückverkündendes und Herausforderndes, etwas Kühnes und Originelles an diesem Manne, eine zugleich tiefsinnige und dumme, lächerliche und ernste, schlaue und einfältige Art zu forschen. Die grauen, buschigen Augenbrauen waren wunderbar beweglich; bald zog er sie hinab, bald schob er sie hinauf, und das Auge darunter rollte bald drohend oder höhnisch, bald forschend oder lauernd. Jede eigenthümliche Persönlichkeit ist von etwas Unerklärlichem umgeben. Wer konnte auch diesen Mann erklären? Unter der Masse von Sonderbarkeiten, mit denen sein Verstand beständig zu arbeiten schien, war es nicht leicht zu wissen, woher dieser Verstand manchmal kam und wohin er abzielte.

So war Börje Philipp Schecta, ein Humorist in seiner Zeit, eine Art von Raubvogel am Ufer des bereits von der äußersten Flügelspitze des Sturmes aufgeregten Gesellschaftsmeeres.

„Meine Herren," fuhr Schecta mit derselben

heisern und rauhen Stimme fort, „man spricht mit Bewunderung von den reichen Vorräthen in unsern Eisengruben."

Alle waren verstummt, und man betrachtete Schecta, ohne ein Wort zu begreifen. Seine Aeußerung ermangelte auch alles Zusammenhangs mit dem, was um sie her vorging.

„Aber," fuhr Schecta fort, „alle Erzadern von Fahlu zerfallen zu einer Prise Schnupftabak vor der Eisenhaltigkeit eurer Worte."

Schecta zog seine buschigen Augenbrauen hinab, und seine kalten Augen warfen gleichsam Dolchstöße durch das Zimmer.

„Jedes eurer Worte," fügte er dann hinzu, „ist so erzhaltig, daß unsere Herren Räthe davon ein Henkerbeil für eure Hälse schmieden könnten. Nehmt euch in Acht!"

Schecta zog die Augenbrauen wieder hinauf, und sein Blick war so stumpf, wie der Glanz eines Stückchens Zinn.

„Wißt ihr, meine Herren," fragte er, „warum eure Köpfe rund sind?"

Man murmelte um ihn her, aber ohne ihm zu antworten: man wollte seine eigene Erklärung hören.

„Das kommt daher," fuhr er fort, „weil der Kopf eigentlich blos ein Punkt auf den Schultern ist. Alle Sätze müssen einen Punkt haben."

Wiederum tiefe Stille. Nur Schecta fuhr fort:

„Wißt ihr, warum ihr eine doppelte Zahnreihe vor die Zunge bekommen habt? Aus demselben Grunde, warum man einen Majestätsverbrecher oder Reichsverräther hinter eiserne Gitter sperrt. Weise,

sehr weise. Aber damit ist's noch nicht genug. Die Zahnreihe ist auch darum doppelt, damit man sich selbst die Zunge abbeißen kann, wenn sie zu viel plaudert.

Noch hatte keiner die Veranlassung seines Geschwatzes begriffen, und man betrachtete ihn blos mit fragender Bewunderung.

„Da seht zum Fenster hinaus," sagte er mit seiner unheimlichsten Miene, „seht her."

Alle eilten an's Fenster.

Zwei prachtvolle Equipagen, die aus der Hauptstadt kamen, rollten in diesem Augenblicke auf den Schloßhof herein. Das Rädergerassel kam bereits näher. Aus der edlen Haltung des stolzen Gespanns, aus der Pracht des Riemenzeugs, das man goldene Ketten für die muthigen Renner nennen konnte, aus den kostbaren Livreen der Bedienten, so wie aus den prunkenden Wappen an den Wagenschlägen konnte man leicht ersehen, daß die Männer, die so einherfuhren, den damals noch sogenannten Großen des Landes angehören mußten.

Im ersten Wagen saßen die Reichsräthe Graf Tessin und Baron Palmstjerna; im andern der Reichsrath Ehrenpreutz und der Gardelieutenant Graf Creutz.

Ihnen gegenüber befand sich eine dritte Person. Schecta hatte die Uebrigen gewarnt, aber er hielt sich selbst nicht an die Warnung. Gleich einem Wegweiser zeigte er den Weg, ging ihn aber nicht.

„Zwei Phänomene, ein Sonnenschein im April und eine Gewitternacht im September," bemerkte er; „zwei Entomologen, von denen der eine die Schmetterlinge fängt und der andere sie auf die Nadel

steckt; zwei Masken, eine Ballmaske und eine eiserne Maske."

Lebensfrischer Stolz strahlte von Tessins Stirne; eine undurchdringliche, düstere Nacht lag auf der Stirne Palmstjerna's. Das Licht, das Tessin zu einem der genialsten Männer seiner Zeit machte, verbreitete Glanz über seine Gesichtszüge; aus Palmstjerna's Innerem dagegen brach nicht ein einziger Strahl hervor, um sein Aeußeres zu beseelen und zu beleben. Sie waren Beide Aristokraten; aber der Eine war die Blume der Aristokratie, mit einem farbenreichen und duftenden Kelch, sich gegen die Sterne emporhebend, aber verwelkend und vergänglich; der Andere war ihre dunkle Wurzel, die sich mit unvergänglicher Kraft in die Tiefe eingräbt.

Tessin hat der Geschichte einen großen und glänzenden Namen übermacht. In den Geheimnissen des Hofes, in den Berathungen des Senats und in den politischen Intriguen herrschte sein mächtiger Einfluß weithin. Sein Ehrgeiz liebte sich in orientalische Pracht zu kleiden. Verschwenderisch und üppig, war er der Erste, der die weichlichen Genüsse und Vergnügungen des Auslandes bei uns einbürgerte. Er war der Erste, der, als Jugendführer Gustavs III., in seine Seele den Samen in dieser Richtung streute; wie auch der Erste, der ihn in die Diplomatie des Benehmens einweihte, die wir Verstellungskunst nennen.

Palmstjerna dagegen geht wie ein düsterer Schatten durch das politische Drama dieser Zeit; wurde er auch der schwedische Cato genannt, so war er doch weniger ein Uticensis, als ein Republikaner Brutus,

der seinen eigenen Sohn dem Henkerbeil überliefern konnte. Streng bis zum Richtblock, unerbittlich wie einer von Venedigs Zehnmännerrath, verurtheilte er lieber, als er freisprach, bei den Blutgerichten, wo seine Stimme erscholl.

„Er trieb die Verfolgungssucht bis auf die höchste Spitze," erzählt einer seiner Zeitgenossen; „ohne eigennützig zu sein, verschaffte er sich mit Parteigeldern Freunde. Das Schlimmste von Allem war, daß er Spione unterhielt, erbärmliche, gemeine Bursche, welche die unschuldigsten Handlungen aufspürten und zu Verbrechen stempelten. Kein Widerspruch wurde geduldet, Alles mußte an's Messer."

Schecta schonte auch weder Ehrenpreutz noch Creutz.

„Die Weisheit," bemerkte er von dem Ersteren, „ist niemals in einem vortrefflicheren Pudermantel einhergegangen, als in diesem dürren Fell da. Er würde vor Neid sterben, wenn seine Kameraden ein einziges Staubkörnchen mehr in ihrer Perücke hätten als er. Noch hat Niemand die zwei Worte Ja und Nein auf so vielfache verschiedene Arten auf dem Speisezettel der Beredtsamkeit paradiren zu lassen gewußt als er. Wenn er seine Nachtmütze über die Ohren zieht, dann wird es finster auf Erden, und es tagt nicht eher wieder, als bis er sie abnimmt. Aus Unfähigkeit für geschickt zu gelten, ist unleugbar eine große Geschicklichkeit. Es lebe Ehrenpreutz, meine Herrn. Wenn er stirbt . . ."

Schecta kam nicht weiter.

„Pfui, Schecta," unterbrach ihn eine Stimme von der Thüre her, „pfui, mein Herr!"

Lachend und neugierig hatten sich die Anwesenden um Schecta herum aufgestellt und die Schrotschüsse angehört, die er gegen die Reichsräthe abfeuerte. Aber mit dem hellen Ton einer Zauberflöte kam die Bemerkung von der Thüre her, der Kreis öffnete sich auf einmal, und vor den Kriegern stand eine jungfräuliche Gestalt in der schönsten, lieblichsten Frühlingspracht.

Wenn man ihre leichten, blonden, seideweichen, von der Mode der Zeit nicht zusammengedrückten Locken betrachtete, und wenn man in ihre holden, schwärmerischen, dunkelblauen Augen schaute, konnte man meinen, sie habe sich in einer Morgenstunde, nur aus Licht und Blumenduft zusammengesetzt, aus den Händen der Natur geschlichen.

Eines Dichters erste Liebe träumt keinen einnehmenderen Jugendtraum.

Aber in diesem Augenblick brannte ein höherer Purpur auf den Wangen des schüchternen Mädchens; der windschnell durch das Herz eilende Zorn warf Rosen hinter sich.

Mit edlem Stolz trug sie ihren Kopf empor. Es lag etwas Bezauberndes in diesem Stolze.

Der Leser dürfte bereits geahnt haben, wer sie ist. Sie ist nämlich keine Andere, als dieselbe liebliche Erscheinung, die, ohne es selbst zu wissen, unserem jungen Freund Daniel Schedvin den Kopf verrückt hat, und bei deren Anblick es Puke zu Muth war, als sänken Erde und Himmel in seiner Brust zusammen.

„Sie vergessen, Capitän," redete sie Schecta an, „daß der Reichsrath Ehrenpreutz mein Onkel ist."

„Ihre Beweise sind unwiderstehlich, mein Fräulein," antwortete Schecta. „Wenn Sie sich auf dieselbe Wagschale werfen wie er, dann beugt sogar der alte Schecta sein Knie."

„Schonen Sie also auch meinen Bruder, Capitän . . . er kommt auch da."

Schecta nahm seinen ganzen Ernst wieder an.

„Sie sind grausam, Fräulein Creutz," bemerkte er.

„Wie so? grausam?"

„Was ich viele Jahre lang überdacht habe, sagte Demosthenes, und ich stimme jetzt mit ihm ein, „das hat ein Weib in einem einzigen Augenblick zerstört."

Von Neuem sanken Schectas Augenbrauen hinab auf eine Art, die beinahe auf Einfalt deutete.

Unter den buschigen Brauen lauerten jedoch listige Augen.

„Wollen Sie so gut sein, Fräulein, sagte er, „und uns über Etwas aufklären."

„Gerne, Schecta. Lassen Sie hören."

„Können Sie mir sagen, wer die dritte Person ist, die in Ehrenpreutz' Wagen sitzt?"

Eine Regung des Verdrusses zeigte sich bei Fräulein Creutz; aber ein zorniger Blick war die einzige Antwort, die sie gab.

Stolz wandte sie sich darauf von Schecta ab und ging.

Die beiden Equipagen waren inzwischen immer näher an's Schloß gekommen. Die Hauptwache war in's Gewehr getreten und hatte Honneurs gemacht. Auf einmal blieben die Pferde stehen, Sturmwinden

gleich, denen man Zaum und Gebiß angelegt hat. Man war bereits am Portal angelangt.

Als die Reichsräthe ausgestiegen waren, wandten sie sich gegen einander.

Ernst und düster beobachteten sie eine Weile ein ungewisses Schweigen.

„Nun wohl, meine Herren,“ begann dann Ehrenpreuß, „lassen Sie uns hinaufgehen.“

„Ich gestehe,“ bemerkte Tessin, indem er ihn zurückhielt, „daß mein Amt mich in diesem Augenblick mit Unruhe erfüllt; es ist das vornehmste im Reich, aber auch das schlimmste. Kabalen treten uns von allen Seiten entgegen: Unfreundlichkeit von Seiten des Königs, Mißtrauen von Seiten des großen Haufens. Soll es uns gelingen, einen Ariadnefaden zu finden, der uns in diesem Labyrinth von Intriguen leiten soll, die dem Gerücht zufolge hier vorbereitet werden, so müssen wir vorsichtig handeln.

Palmstjerna achtete genau auf Tessins Worte. Ehrenpreuß nickte Beifall.

„Graf Creutz,“ fiel Palmstjerna ein, „gehen Sie auf die Hauptwache. Nehmen Sie vollständige Kenntniß von Allem, was hier vorgegangen ist. Erkundigen Sie sich vor Allem, ob sich vielleicht einige Personen gezeigt haben, die man gewöhnlich nicht bei Hofe sieht. Bekanntlich will man wissen, daß Höppener da gewesen sei.“

Creutz eilte weg.

„Ohne Stütze,“ fuhr Tessin fort, „weder von Seiten des Königs, noch von Seiten der Menge, muß das Amt entweder . . .“

„Entweder . . .“ bemerkte Palmstjerna.

„Entweder," fuhr Tessin fort, „aufhören . . ."

Palmstjerna's Stirne legte sich in düstere Falten. Ehrenpreutz runzelte seine Augenbrauen.

„Oder," schloß Tessin, „muß die Zeit kommen, wo diejenigen, die das Amt bekleiden, einander nicht mehr anzuflehen brauchen."

Sie machten einige Schritte gegen die Schloßtreppe zu.

„Ein Wort, meine Herren," sagte Palmstjerna, indem er Tessin beim Arme faßte.

Sie blieben wieder stehen.

„Lassen Sie uns nicht vergessen, die Königin beharrlich im Auge zu behalten: ich kenne sie — sie wird bald ihr Concept verlieren."

Sie gingen weiter.

In der Schloßflur angelangt, wurden sie von einem Hofherrn empfangen, der sie hinauf geleitete.

Die Nachricht vom Besuche der Reichsräthe verscheuchte all die natürliche Annehmlichkeit, welche das Gesellschaftsleben gewöhnlich an diesem Hof hatte, wo ein Anhauch von Adolf Friedrichs freundlichem und gutem Herzen, sowie ein Strahl von Luise Ulriken's lebhaftem, nie rastendem Geist den Grundton angaben.

Der König, der nach dem Ausflug auf dem Välar gehofft hatte, sich von seiner Umgebung losreißen und seinem Lieblingsvergnügen, seiner theuren Drechselbank ein Stündchen widmen zu können, verfügte sich bei der Kunde vom Herannahen der Gäste alsbald in die Empfangszimmer.

Er hatte da seine Gemahlin zu finden geglaubt,

auf deren Arm, um nicht zu sagen Verstand, er sich in Gegenwart der Reichsräthe zu stützen gewöhnt war, und er kam in keine geringe Verlegenheit, als er sie vermißte. Seine nächste Umgebung war indessen zu gut mit den Verhältnissen in der königlichen Familie bekannt, als daß sie nicht sogleich die Königin aufgesucht hätte. Man fand sie in der Bibliothek, und ohne ein einziges Wort zu sprechen, verließ sie Clara und eilte an die Seite des Königs.

Die unerwartete Ankunft der drei Reichsräthe flößte ungefähr dasselbe Gefühl ein, wie der Anblick einer am klaren Himmel aufsteigenden Gewitterwolke. Ohne daß der Hof sich noch in wirklich feindseliger Richtung gegen die bestehende Ordnung organisirt hatte, konnte man sich doch eines beängstigenden Gefühls nicht erwehren. Betrachtete man das lebendige und bewegliche Gemälde näher, so sah es aus, als ob Jedermann seinen ganzen Witz aufzubieten suchte, um die allgemeine Verlegenheit zu verdecken, obschon man sie dadurch nur noch mehr verrieth.

Ohne einen besondern Befehl ordnete man die Spieltische als ein vortreffliches Mittel, seinen eigenen Gedanken den Abschied zu geben.

Beim Eintritt der Königin bekam jedoch Alles wieder sein gewöhnliches freies und frisches Leben.

In ihren Gedanken noch mit wichtigen Angelegenheiten beschäftigt, fand sie es um so nothwendiger, sie nach andern Seiten zu wenden.

„Belieben Ew. Majestät eine Partie?“ sagte sie; „Graf Brahe — und Sie, Frau Gräfin — eine Partie mit dem König?“

Der König athmete leichter. Er hatte Etwas zu

thun bekommen und konnte somit auch an bessere Sachen denken, als an die Reichsräthe, die sich so unangenehme Eingriffe in sein eigenes Gebiet erlaubten.

Die Königin nahm im äußeren Conversationszimmer Platz. Ob sie in einer Ottomane ruhte oder auf einem Thron saß, so war sie immer gleich sehr Königin. Das Genie legt niemals seine Krone ab. Glänzend wie eine fürstliche Purpurverbrämung war auch der Kreis, der sie umgab. Unter den Rathsherren, welche sie erwartete, hatte man auch Tessin genannt, und unter allen gab es keinen, gegen den sie bitterere Gefühle hegte. Schon sein bloßer Name war ein Dorn, der ihr tief in's Herz stach. Unter der Loderasche lieblicher Erinnerungen und erloschener Hoffnungen glüht der Funke des Hasses leicht auf. Tessin war zur Zeit, wo die Königin noch Kronprinzessin war, ihr Ritter ohne Furcht und Tadel gewesen. Mit dem Reichthum der Sprache und dem feurigen Leben des Gedankens, das dem Genie stets zu Gebote steht, nicht minder als mit der zwanglosen Anmuth der Handlung, die dem wahren Hofmann angeboren ist, umgab er sie damals nicht sowohl als ein Diener, als vielmehr wie ein Anbeter. Aus dieser Periode finden sich noch Briefe vor, die zwischen Beiden gewechselt wurden, und die bald von der ganzen flüchtigen und unschuldsvollen Naivetät angenehmen Scherzes belebt, bald von wahrer Achtung, Aufrichtigkeit und Vertrauen befeuert waren. Luise Ulrike scheint auch Hoffnungen für ihre schon damals gehegten Absichten wegen Erringung einer erweiterten Königsgewalt auf ihn gebaut zu haben,

obschon es andererseits beinahe aussieht, als ob Tessin niemals im Sinn gehabt hätte, den Hof und die Gunst, um die er buhlte, anders denn als ein Mittel zu noch höherer Macht zu benützen. Als der Augenblick kam, wo der Thron Adolf Friedrich und Luise Ulriken ihre glänzende Zukunft eröffnete, und sie nun die Früchte der Ergebenheit Tessins zu ernten hofften, da nahm er statt dessen eine Art von oppositioneller Haltung ein, indem er immer mehr auf die Seite des Senats trat und ihm seine Beredtsamkeit gegen die Interessen der königlichen Familie lieh, bis er endlich im Jahr 1754 sein lästiges Justemilieu gänzlich aufgab und offen mit dem Hofe brach.

Luise Ulrike fühlte sich durch dieses Benehmen nicht blos als Königin, sondern auch als Weib verletzt. Tessin hatte frei in ihre Gedanken blicken, hatte sich sogar in der Welt ihrer Gefühle umschauen dürfen; er besaß den Schlüssel zu den innersten Geheimnissen ihrer Seele und ihres Herzens, und dennoch war er zu einer entgegengesetzten, einer feindlichen Partei übergegangen. Sie glaubte sich nicht blos, sie fühlte sich auch verrathen.

Dies war der Mann, der jetzt herannahte; er erweckte zu gleicher Zeit Haß und Furcht in ihr.

„Ach, Graf Hard," bemerkte die Königin, „wie gedankenvoll! Ein Mann wie Sie, der den Marschall von Sachsen nicht fürchtete, wird doch wohl vor unsern Rathsherren nicht erschrecken?"

Die Königin warf sich auf das nächste beste Thema, das ihr einfiel.

Hard, auf den jetzt alle Blicke sich hefteten, schaute sich um, und ein heiteres Lächeln belebte sein Gesicht.

„Sagen Sie mir, Graf, an was dachten Sie?"

„Darf ich es zu sagen wagen, Ew. Majestät? Ich dachte an . . ."

Er verstummte mitten in seinem Satze.

Aber diese Zögerung lenkte die Neugierde des Hofcirkels nur noch mehr auf ihn. Der Strahl, der in seinen Augen spielte, schien beinahe auch anzudeuten, daß er ein wenig darauf spekulirte, die Aufmerksamkeit rege zu machen.

„Nun wohl, Sie dachten an?"

„An meine Abenteuer, Ew. Majestät, während meiner Dienstzeit in der holländischen Armee."

Bei dieser Antwort breitete sich ein Lächeln über alle Gesichter; nur die Gräfin allein lächelte nicht, sondern schaute vielmehr fragend, beinahe etwas vorwurfsvoll auf.

„Da war ein Abenteuer," fuhr Hard fort, indem er that, als ob er das Mißvergnügen und die Verlegenheit seiner Hedwig nicht bemerkte, „an das ich mich heute um so mehr erinnern muß, weil ich erst vor einer kurzen Weile einen der Haupthelden dabei wiedergesehen habe."

„Wirklich? Hier auf Drottningholm?"

„Der Krieg knüpft starke Freundschaftsbande, Ew. Majestät, und man kann einen Kriegskameraden, mit welchem man in derselben Reihe dem Tode getrotzt hat, nicht wiedersehen, ohne daß das Herz ein Bischen feuriger klopft. Ich schloß ihn so eben in meine Arme."

„Er ist vermuthlich ein Ausländer?"

„Er ist ein Schwede, Ew. Majestät, ein grundehrlicher, guter Schwede; ernst und redlich von Ge-

sinnung, ein treues, warmes Herz, mannhafter, offener Charakter. Unglück und Widerwärtigkeiten verfolgten ihn im Vaterland; deßhalb verließ er es und nahm in Holland in einem Artillerieregiment Dienste. Durch seine Kenntnisse und seine Tapferkeit erregte er bald Aufmerksamkeit, und er gewann alle seine Beförderungen auf dem Schlachtfeld."

„Aber, mein Gott, bester Graf," fiel die Königin mit erhöhtem Interesse ein, „wer ist denn dieser Mann, den Sie so hoch stellen?"

„Sein Name ist Puke, Ew. Majestät, ein simpler, bürgerlicher Name, wenn Sie so wollen, aber im Besitz eines Mannes, den seine Handlungen und Gesinnungen zu einem wirklichen und ächten Edelmann stempeln."

Fräulein Creutz befand sich auch da. Obschon ihr Herz schon bei den ersten Worten des Grafen geahnt hatte, wem sein Lob galt, so breitete sich doch beim Klange dieses Namens unwiderstehlich ein hoher Purpur über ihr Gesicht. Dieser Name drückte gleichsam auf eine Feder in ihrem Herzen, und das Blut darin jagte auf einmal durch alle ihre Adern. Unwillkürlich legte sie ihre Hand beschwichtigend an ihre Brust. Sie war auch bald wieder ruhig. Dasselbe Gefühl, das so eben noch wie ein Feuer in ihr gebrannt hatte, kühlte sie jetzt so lieblich, wie ein Kranz von bescheidenen Blümlein.

„Der Marschall von Sachsen," fuhr Hard fort, „hatte sein Hauptquartier einen Tagmarsch von Brüssel. Der Fürst von Waldeck hatte mich mit der Vertheidigung eines wichtigen gegen den Feind vorgeschobenen Vorpostens beauftragt. Eines Tags rückte

ein französisches Corps an. Der Befehlshaber schickte einen Recognoscirungstrupp von ungefähr fünfzig Mann aus. Ich begegnete ihm. Unter den Offizieren in meiner Abtheilung befand sich damals auch Puke. Als der Feind mich anrücken sah, that er, als wolle er weichen. Ich gab da Puke Befehl, ihn mit der gleichen Stärke zu verfolgen, während ich zwei andere Abtheilungen auf den Seiten, rechts und links vorrücken ließ. Ich selbst blieb bei der Reserve. Puke hatte seinen Auftrag mit freudigem Stolz empfangen und warf sich mit Feuer und Kraft auf den Feind. Es war nicht sein erster Waffengang, das sah ich wohl. Die Franzosen rückten ihm mannhaft entgegen; aber ich wollte Puke der Ehre des Gefechts nicht berauben und ließ sie herankommen. Die von den Seiten her vorgerückten Truppen konnten ihn immerhin zur rechten Zeit unterstützen. Aber er bedurfte dessen nicht. Es war ein wahrer Heldenkampf. Aber — was geschah?"

Hards Erzählung fesselte die Zuhörer. Die Königin folgte ihm mit sichtlichem Interesse.

„Was geschah?" wiederholte sie.

„Im Augenblick, Ew. Majestät, wo der Kampf sein blutigstes Gemälde aufrollte, wo Mann gegen Mann, Klinge an Klinge, Brust an Brust, Auge an Auge focht, da höre ich einen Ausruf und sehe den feindlichen Befehlshaber und Puke ihre Waffen wegwerfen und einander in die Arme stürzen."

„Was will das heißen?"

„Verwundert eile ich vor. Die Sache war die: Puke und der feindliche Anführer hatten sich während des Kampfes als alte Freunde erkannt; sie ver-

gaßen die Gefahr des Augenblicks und stürzten einander in die Arme. Die beiden unbesonnenen Thoren lagen noch so, als ich an Ort und Stelle kam, und die Soldaten betrachteten die Scene mit freudiger Theilnahme."

„Puke interessirt mich, Hard."

„Aber, Ew. Majestät," fuhr Hard fort, „jetzt entstand die Frage, wer eigentlich der Gefangene war."

„Der Gefangene?"

„Ich ersuchte die französischen Offiziere, nach dem Befehlshaber der ganzen feindlichen Abtheilung zu schicken, und ich selbst schickte einen Unteroffizier zu dem Fürsten von Waldeck. Nach einigen Augenblicken kam der französische Befehlshaber mit allen seinen Offizieren, die ihn voll Neugierde begleiteten. Ich forderte ihn auf, dem Offizier zu befehlen, daß er sich sammt seiner Mannschaft gefangen gebe; er aber behauptete, es sei vielmehr meine Pflicht, Puke und seinen Leuten dies zu befehlen. Der Streit wollte kein Ende nehmen. Ich schlug zuletzt vor, daß wir, die von Anfang an nicht mitgefochten hatten, uns zurückziehen, Puke und der französische Offizier aber, jeder mit seinen Leuten, den Kampf fortsetzen und unter sich entscheiden sollten, wer nachzugeben hätte."

„Das war grausam, Graf Hard. Bedenken Sie, die Freunde hätten ja einander tödten können."

„Sehr möglich, Ew. Majestät; aber im vorliegenden Fall glaube ich, daß sie einander in den Armen liegend gefallen wären."

Die Theilnahme der Zuhörer steigerte sich immer mehr.

„Während man noch darüber disputirte," erzählte Hard weiter, „kam inzwischen der Fürst Waldeck an. Beim Anblick der versammelten französischen Offiziere, und nachdem man ihm den Sachverhalt erzählt hatte, erklärte er alle zusammen, auch die zuletzt angekommenen, als Gefangene. Ich protestirte zwar dagegen, weil ich freien Abzug zugesagt hatte; allein der Fürst lächelte und erklärte, er habe Nichts versprochen, und die Sache war abgemacht. Aber damit war noch nicht Alles aus . . ."

Ein dumpfes, aber zunehmendes Geräusch von den äußern Zimmern her verkündete jetzt, daß die Reichsräthe herannahten.

In diesem Augenblick wurden auch die Salonthüren geöffnet und die Herren traten ein.

Hard verstummte.

„Fahren Sie fort, Hard," ermahnte ihn die Königin, „fahren Sie fort."

Die Königin wollte sich den Anschein geben, als ob sie die Ankunft der Reichsräthe kaum bemerkte.

Aber wenn sich auch ein düsterer Schlagschatten auf ihre Umgebung legte, so zog sie sich doch mit Ehrfurcht vor diesen Männern zurück, in deren Händen die eigentliche Macht ruhte.

Tessin sowohl als auch Palmstjerna und Ehrenpreuß fühlten sich zwar durch den nicht sonderlich zuvorkommenden Empfang beleidigt, ließen sich aber nicht abschrecken. Die königliche Macht kann hie und da ihre Würde vergessen, die Polyarchie vergißt die ihrige nie.

Die Geschichte füllt ihre Blätter mit Daten, Ereignissen, Namen und Jahreszahlen; aber wie wenig

weiß sie doch, wenn sie nicht in's Innere der handelnden Personen selbst einzudringen vermag? Was heute geschieht, ist sehr oft ein Zufall; aber was vielleicht schon gestern in unserer Brust vorgegangen ist, das ist das Bestimmende und Entscheidende. Vergebens sucht man die Federn der Zeitenuhr in den nächsten Ereignissen; sie liegen vielmehr in unserem Herzen, und seine Schläge, nicht die der Uhr, sind es, die durch die Zeit tönen.

Die Königin blieb still. Sie schien es den Reichsräthen überlassen zu wollen, sie zuerst anzureden. Aber als Tessin sich in dieser Absicht näherte, da bemächtigte sich ihrer ein peinliches, feindseliges Gefühl.

„Was Neues in der Hauptstadt, mein Herr?" fragte sie. „Sie kommen doch daher?"

„Stockholm ohne den Hof," antwortete Tessin, „ist ein Leib ohne Kopf, und in letzterem, Ew. Majestät, geschieht eigentlich alles Neue in der Welt zuerst."

Die Königin betrachtete Tessin, als suchte sie in seinen Zügen zu entdecken, ob hinter seinen Worten Etwas verborgen liege.

„Sie schreiben dem Kopf einen großen Einfluß zu, Herr Graf," versetzte sie jedoch, „und Sie thun dies vermuthlich im Vertrauen auf Ihren eigenen. Inzwischen dürfte doch wohl die Frage entstehen, ob nicht alles Neue, was in der Welt geschieht, eher vom Herzen als vom Kopf ausgeht. Dies ist ein Problem, Herr Graf, dessen Lösung Ihrem Scharfsinn Ehre machen wird."

Tessin verbeugte sich verbindlich.

„Unleugbar, Ew. Majestät," erwiederte er, „kann sowohl vom Herzen als vom Kopf viel Neues ausgehen, aber es ist verschiedener Art. Ich möchte sagen, der Kopf sei ein König oder sollte es wenigstens sein, und das Herz eine Königin."

Tessins Erklärung surrte wie ein Pfeil an den Ohren der Königin vorbei.

„Wie sehr," bemerkte sie, „beklage ich da nicht alle diejenigen, die weder den einen noch das andere anerkennen wollen!"

Palmstjerna hatte sich noch nicht geäußert. Verschlossen und düster beobachtete er eine unbewegliche Haltung vor der Königin.

„Ew. Majestät," sagte er, „Sie wünschen etwas Neues aus der Hauptstadt zu erfahren."

Seine Augen funkelten düster und drohend, während er seine Worte vorbrachte. Man meinte beinahe einen Mord befürchten zu müssen.

„Unter den Neuigkeiten, die Ew. Majestät vielleicht interessiren, kann ich Ihnen melden, daß das Hofgericht die Sache des Hofmeisters Ichsell an die Reichsstände verweisen wird."

Die Königin wechselte einen Augenblick die Farbe, beherrschte sich aber sogleich wieder.

„Und die Reichsstände," fügte sie hinzu, „werden den Prozeß natürlich an die Commission verweisen."

„Sehr wahrscheinlich."

„Dann gratulire ich Ihnen, Baron."

„In welcher Beziehung, Ew. Majestät?"

„Weil es sich von selbst versteht, daß Sie zum Präsidenten des Blutgerichts ernannt werden."

Palmstjerna sah erzürnt aus und warf wie ein gereizter Bär seinen Kopf auf.

„In Wahrheit, Ew. Majestät," antwortete er mit einer Stimme, die stark durch das Zimmer tönte und die Königin selbst zusammenfahren machte, „wenn ich einen Platz in der Commission einnehme, so wird kein Nebeneinfluß mich zu erschüttern vermögen: die Strafe wird jeden Verbrecher treffen, wer er auch sein möge."

Während der Pause, die hierauf im Salon entstand, begaben sich Tessin und Palmstjerna zum König hinein.

Wir haben erwähnt, daß eine dritte Person sich in derselben Equipage mit dem Reichsrath Ehrenpreutz und dem Lieutenant Grafen Creutz befand. Wir haben auch den Verdruß des Fräuleins Creutz über Schecta's Frage in Betreff dieser Persönlichkeit bemerkt. Die Ursache davon war, daß der junge von Röhr, ein frecher, leichtsinniger Mensch ohne alle Grundsätze, allgemein für den Liebhaber des Fräuleins galt, und sowohl von Ehrenpreutz als von ihrem Bruder, aber nur von ihr selbst nicht, in seiner Bewerbung aufgemuntert wurde.

Reich und vermessen, glaubte er jedoch nicht, daß das arme Fräulein Creutz sich kalt von ihm zurückziehen würde; im Gegentheil war er überzeugt, daß er blos seine Arme auszustrecken brauche, um sie an seine Brust fliegen zu sehen. In wie weit seine Liebe indeß tief, uneigennützig und wahr war oder es werden konnte, war schwer, wo nicht unmöglich zu entscheiden, weil er noch nie auf Hindernisse gestoßen

war, welche sie auf die Probe gestellt hatten. Das Einzige, was man jetzt zu bemerken meinte, war, daß er sich in den Kopf gesetzt hatte, Fräulein Creutz müsse seine Frau werden.

„Mein Fräulein," sagte Ehrenpreutz zu ihr, als er schnell an ihr vorbeiging, um den übrigen Reichsräthen zum König hinein zu folgen, „in meiner doppelten Eigenschaft als Verwandter und Vormund muß ich Ihnen sagen, daß Sie mit der Neigung von Röhrs nicht länger Ihr Spiel treiben dürfen: sie ist rein und ernstlich gemeint. Ich habe ihn mitgebracht, um ihm Gelegenheit zu geben, Sie zu sprechen. Ihr Bruder wird Ihnen dasselbe sagen: er ist bald hier."

Als Ehrenpreutz wegging, näherte sich von Röhr.

Bei der Frau, deren ganzes Leben seine Farbe von ihrer Liebe borgt, erblaßt auch das Leben wie in Folge einer Frostnacht, wenn sich zwischen diese Liebe und sie selbst ein Schatten stellt.

Es fuhr dem Fräulein ganz kühl durch die Glieder, als er herantrat.

„Sie würden mir einen großen Gefallen thun, mein Fräulein," begann er, „wenn Sie mir ein kurzes Gespräch unter vier Augen vergönnen wollten."

Alma — so wurde Fräulein Creutz von ihren Freunden genannt — zuckte zusammen. Nach der Mittheilung von Ehrenpreutz ahnte sie, was Röhr wollte. Sie wußte einen Augenblick nicht, was sie thun sollte. Röhr hatte alle ihre Verwandten, selbst ihren Bruder auf seiner Seite. Sie fühlte sich allein.

Aber das Weib schwankt nicht lange, wenn sie weiß, was ihr Herz wirklich will.

„Ein Gespräch unter vier Augen ..." wiederholte sie, obschon nicht ohne Bedenken.

In diesem Augenblick hörte sie die Königin den Namen Puke aussprechen.

„Unmöglich, Herr von Röhr," vollendete also Alma ihre Antwort, „unmöglich."

Ein Zucken der Ungeduld gab Röhr's Mißvergnügen zu erkennen.

„Unmöglich, sagen Sie. Ihr Vormund und Ihr Bruder haben mich versichert ..."

„Was haben sie versichert?"

„Daß ich nicht ohne Erfolg um ein Gespräch unter vier Augen zu bitten brauche."

Der Ausdruck in Alma's Gesicht wurde auf einmal ein ganz anderer.

„Und Sie meinen, daß ich ihre Versicherungen nicht zu Schanden machen dürfe?"

„Wie Sie sagen, mein Fräulein, das meine ich."

„Nun wohl denn, mein Herr, in der Fenstervertiefung dort... Sind Sie mit dem Platze zufrieden?"

„Vollkommen."

Nachdem die Königin von den Reichsräthen befreit worden, hatte sie den Grafen Hard aufgefordert, in seiner Erzählung von Puke fortzufahren. Mit lebendigen und raschen Zügen schilderte er seine Tapferkeit und seinen Muth, eine Tapferkeit, die gleichwohl stets vom wärmsten Herzen gezeugt habe, und einen Muth voll von ritterlicher Kraft.

„Inzwischen," schloß Graf Hard seine Erzählung, „ist es nicht sein wahrhaft kriegerischer Charakter allein, was die Aufmerksamkeit der ganzen Armee

in so ungewöhnlichem Grad auf ihn lenkte. In seinem Privatleben bethätigte er denselben männlichen Ernst, dieselbe unerschütterliche Standhaftigkeit, dieselben Grundsätze der Redlichkeit, obwohl ihn oft eine tiefe Wehmuth überfiel, die in einer schrecklichen Erinnerung an ein großes Unglück zu gründen schien."

Die Königin hatte genug gehört, um den Mann sehen zu wollen, und da Hard sagte, daß er sich auf seinem Zimmer befinde, so erlaubte sie ihn sogleich vorzustellen.

Puke's Auftreten war auch ganz glänzend.

Da er noch bei einem holländischen Artillerieregiment stand, so trug er dessen Uniform.

Der prachtvolle und ungewöhnliche Aufzug ließ ihm äußerst vortheilhaft. Die blassen Gesichtszüge waren in diesem Augenblick blässer als gewöhnlich. In dem dunkeln Rahmen eines schwarzen gelockten Haares trugen sie das Gepräge eines tiefen Leidens. Aber darüber hob sich die Stirne, fest und unerschütterlich. Vertrauen und Muth sprachen aus dem klaren, zugleich sanften und zuversichtlichen Blick. In seinem ganzen Wesen lag überdies eine solche prunklose Einfachheit, daß er sogleich alle Anwesenden für sich einnahm.

Röhr war noch nicht von der Stelle gegangen, als sein Blick auf den eintretenden Puke fiel.

Der Schritt, den er eben machen wollte, wurde zurückgezogen.

Puke's Erscheinung überraschte ihn sichtlich. Je mehr er ihn betrachtete, um so mehr schien es ihm Bedürfniß zu werden, dies zu thun.

Puke näherte sich der Königin, deren Umgebung ihm mit theilnehmender Aufmerksamkeit folgte.

„Lassen Sie Ihre Königin, Puke," redete Luise Ulrike ihn an, „unter den Ersten sein, die Sie bei Ihrer Rückkehr in's Vaterland willkommen heißen."

Nach einer tiefen Verbeugung erhob Puke sein Haupt wieder und betrachtete die Königin, ohne ihr sogleich zu antworten. Seine Brust arbeitete jedoch sichtlich unter dem Eindruck eines lebhaften Gefühls.

„Ach, Ew. Majestät, sagte er indeß bald, „wie soll ich meine Dankbarkeit für so große Gunst aussprechen? Ein ganz einfacher Krieger, ohne alle andern Verdienste, als daß ich den Gefahren des Kriegs einige Male unerschrocken in's offene Auge geschaut, hatte ich nicht gewagt, mir mit dieser Auszeichnung zu schmeicheln.

Es lag in seiner Art sich auszudrücken eine solche ungekünstelte Wahrheit und Aufrichtigkeit, seine ganze Sprache war von dem gewöhnlichen Hofton so verschieden, daß der Kreis um ihn her immer enger wurde.

Seine Stimme hatte einen solchen herzlichen Wohlklang, daß die Königin ihn mit angenehmer Ueberraschung betrachtete.

„Graf Hard," sagte sie, „hat mehrere ehrenvolle Züge von Ihnen erzählt. Es freut mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Aber warum bleiben Sie noch immer bei einer ausländischen Armee? Schweden bedarf seiner tüchtigen Männer selbst. Gilt Ihr Besuch dem Vaterland blos für kurze Zeit oder . . ."

„Nichts, Ew. Majestät," antwortete Puke, als

die Königin pausirte, „würde mir so angenehm sein, als wenn ich in die schwedische Arme eintreten könnte. Das Vaterland ist mein schönster Gedanke. Obschon auf fremdem Boden, habe ich immer für seine Ehre zu kämpfen geglaubt. Aber die schwedische Armee dürfte einem Manne, dessen Klinge sein einziger Adelsbrief ist, verschlossen sein, wenn nicht Ew. Majestät Fürsprache . . ."

Der Königin Auge blitzte bei diesen Worten. Ihr Busen hob sich, als läge eine schwere Last darauf, und als empfinde sie ein unwiderstehliches Bedürfniß, Athem zu schöpfen.

„Meine Fürsprache," knüpfte sie an seine Bemerkung an, „so, Puke, da kennen Sie die Verhältnisse hier zu Lande schlecht . . . meine Fürsprache könnte Ihnen nur schaden. Sehen Sie hier, mein Herr — die Reichsräthe kamen eben vom Könige zurück — da kommen diejenigen, welche die Macht besitzen. Sie werden selbst sehen, was meine Fürsprache bedeutet."

Diese so unverstellte Erklärung der Königin brachte eine nicht unbedeutende Wirkung hervor. In stiller Unruhe that sich eine lebhafte Bewegung unter den Anwesenden kund. Ungeachtet Puke das Wohlwollen der Königin gegen ihn nicht übersehen konnte, so sah er doch auch die Unannehmlichkeit seiner Stellung ein, wenn er jetzt, wie er dachte, als Zankapfel zwischen den Parteien vorangeschoben wurde.

Er wußte noch nicht, daß die Königin blos einen einzigen Gedanken hatte, blos für ein einziges Ziel lebte, blos für einen einzigen Wunsch glühte, nämlich dem Throne wieder eine wirkliche Macht zu er-

ringen, und daß sie Alles um sich her, nah und fern, nur von diesem einzigen Gesichtspunkte aus auffaßte. Sie erblickte in jedem Umstand einen Ausdruck politischer Sympathie oder Antipathie; daher ihr reizbares Gemüth. In jeder Sympathie oder Antipathie erblickte sie, in ersterer ein Mittel, das sie augenblicklich gegen ihre Gegner anwenden konnte, und in letzterer einen Sporn zu erhöhten Anstrengungen; daher häufig Unvorsichtigkeit in ihrer Handlungsweise.

Während die Königin sprach, schien sie inspirirt zu sein. Ein edler Verdruß belebte sie, ein mißvergnügtes Lächeln spielte auf ihren Lippen. Sie imponirte und überraschte; es lag Majestät in ihren Worten. Hätte sie absichtlich eine große Satyre auf ihre Stellung machen wollen, es hätte ihr nicht besser gelingen können. Es war dies Wort und Handlung zugleich, in Gestalt einer Frau, die trotz ihrer inneren Aufregung gleichwohl ihre Würde und Ruhe behauptete.

„Ich mache mir eine Ehre und ein Vergnügen daraus," fuhr sie gegen die Reichsräthe gewendet fort, „Ihnen, meine Herren, den Capitän Puke vorzustellen, der neuerdings, geehrt durch den Beifall berühmter Krieger, in's Vaterland zurückgekehrt ist. Sein höchster Wunsch ist, der eigenen Vatererde seinen Kopf und seinen Arm widmen zu dürfen. Er hat mich um meine Fürsprache ersucht. Meine Herren, ich gebe sie ihm."

Ein überrumpelter Soldat streckt sein Gewehr; ein überrumpelter Staatsmann hat immer den kleinen Dolch eines Wenn oder Aber zur Hand.

Tessin, der Luise Ulrikens Individualität auf's

Genaueste und besser als irgend ein Anderer kannte, sah ein, daß sie, wenn sie in diesem Augenblick auf Widerspruch stieße, die Kartenhäuser ihrer Gedanken noch weiter aufführen würde, während dieselben in Folge einer Nachgiebigkeit von selbst einstürzen müßten.

Er gönnte ihr auch eine solche Niederlage von ganzer Seele.

Er näherte sich ihr also, um sie auf schmeichelhafte Art zu versichern, daß die Frage über Puke's Anstellung dem Senat vorgelegt werden solle.

Ehe er sich jedoch aussprechen konnte, ergriff Ehrenpreutz das Wort.

„Ew. Majestät," sprach er, „die Reichsräthe dürften wohl nicht zu versichern brauchen, wie gern sie alle Wünsche Ew. Majestät erfüllen."

In keiner Periode unserer Geschichte war man in den politischen Phrasen stärker, als während der Freiheitszeit.

„Aber, Ew. Majestät," fügte er hinzu, „ich fürchte, daß Sie den Mann nicht kennen, dem Sie Ihre Fürsprache geschenkt haben. Darf ich mir die Gnade auszubitten wagen, zu erfahren, wer ihn Ew. Majestät empfohlen hat?"

Die Königin betrachtete Ehrenpreutz eine Weile mit großer Verwunderung.

„Sie sind ein feiner Politiker, Ehrenpreutz," antwortete sie dann halb lachend; „Sie wollen meine Fürsprache abweisen, aber in so artigen Ausdrücken als nur möglich. Ich beklage Sie, Puke; da sehen Sie die Folgen meiner Fürsprache."

„Ew. Majestät," stammelte Ehrenpreutz, „Ew. Majestät . . ."

„Lassen Sie uns von diesem Gegenstand abgehen, mein Herr. Sie sehen, daß Puke mein Gast ist; das mag Sie überzeugen, daß ich ihn kenne, und mögen Sie auch einsehen, daß es ihm Recht auf meinen Schutz verleiht."

Das Ereigniß war in Wirklichkeit eine cause célèbre am Hofe.

Die Königin hatte die Ruhe, welche sie jetzt gewann, dem Auftreten Ehrenpreutz' zu verdanken. Sie hatte ihn nie für ein bedeutendes Talent oder für einen mehr als gewöhnlichen Charakter gehalten, so daß der Eifer, den er jetzt zeigte, sie weniger verletzte als belustigte.

Diejenigen, die Ehrenpreutz kannten, wunderten sich auch nicht wenig über die Entschiedenheit, die er an den Tag gelegt.

Selbst die Reichsräthe sahen einander erstaunt an.

Aufmerksamer als irgend ein Anderer hatte Puke den Vorgang beobachtet, um so mehr, als er ihn selbst so nahe berührte. Als die Reichsräthe vom König herauskamen, hatte er bemerkt, daß Herr von Röhr und der Lieutenant Graf Creutz, der sich inzwischen eingefunden hatte, sich Ehrenpreutz näherten und einige Worte mit ihm wechselten, worauf dieser erst bis zur Königin vortrat.

Ehrenpreutz' Bemerkung hatte ihn tief verletzt, obschon man nicht entdecken konnte, daß irgend ein Ausdruck in seinem Gesicht sich veränderte, nur daß es noch bläßer wurde. Allerdings hatten, und er wußte dies gebührend zurechtzulegen, seine Worte nichts direct Kränkendes, aber sie enthielten dennoch

einen unzweideutigen indirekten Angriff. Es war ihm auch ganz klar, daß er es nur der eigenen persönlichen Gewogenheit und Aufmerksamkeit der Königin zu verdanken hatte, wenn ihm eine wirkliche öffentliche Beleidigung vor dem ganzen Hof erspart blieb, was die Königin dadurch abwehrte, daß sie Ehrenpreutz seine Antwort, auf deren Inhalt man schon aus der Einleitung schließen konnte, nicht ganz aussprechen ließ.

Als Ehrenpreutz von der Königin zurücktrat, warf Puke einen hastigen Blick über die Gesellschaft hin: er schien seine Stellung recognosciren zu wollen.

Noch standen Lieutenant Creutz und Herr von Röhr auf demselben Fleck.

Fräulein Creutz hatte sich an ihren Bruder angeschlossen; Ehrenpreutz stand seitwärts neben ihnen.

Im Hintergrund sah man Tessin's und Palmstjerna's düstere Gestalten.

Fräulein Creutz erschien ihm so blaß; er glaubte selbst nicht blässer sein zu können; litt sie wohl mit ihm? Bei diesem Gedanken pochte sein Herz heftiger.

Zunächst um ihn stand der eigentliche Hof; gerade vor ihm befand sich die Königin. Es war das erste Mal, daß er in diesem glänzenden Kreis aufgetreten war, und er fühlte, daß er als Mann von Ruhe und Haltung handeln mußte, wenn er sich nicht auf einmal unwürdig machen wollte, einer ehrenvollen Zukunft entgegenzusehen. Gleichwohl kreuzten sich nicht tausenderlei Gedanken in seinem Kopfe, sondern nur ein einziger erfüllte ihn, aber mit diesem einzigen war er bereit, unerschrocken seinem Schicksal zu begegnen, wie es sich nun auch gestalten mochte.

Ehe der Hof auch nur erwartete, daß der anscheinend so ruhige Mann, nachdem die Königin jede weitere Bemerkung über ihn abgewehrt hatte, sich selbst zum Handeln berechtigt glauben würde, trat er aus dem Kreise vor.

„Ew. Majestät," sagte er, „erlauben Sie mir, Ihnen meinen innigsten Dank für Ihr Wohlwollen abzustatten."

Man bemerkte keine Veränderung in seinem Gesicht, man hörte kein Zittern in seiner Stimme. Die bleichen Züge waren ruhig, die klare Stimme klang rein und melodisch.

Nur seine Brust hob sich.

Bei den letzten Worten sank er auf ein Knie und schaute zur Königin empor.

„Ew. Majestät," sagte er, indem er die Hand auf seine Brust legte, „gebieten Sie über mein Leben."

In diesen ebenso ceremoniösen als ungewöhnlichen Act legte er eine solche Wahrheit und Einfachheit, daß die Anwesenden ihren Beifall nicht zu unterdrücken vermochten.

Ein leises Gemurmel ging durch den Saal.

Die Königin strahlte von Zufriedenheit; es war, als hätte sie einen Sieg errungen.

Als Puke sich wieder aufgerichtet hatte, trat er auf den Reichsrath Ehrenpreutz zu.

„Ew. Excellenz," sagte er mit tiefer Betonung, „wenn Jemand hier mich kennen mußte, so wären es Ew. Excellenz. Mein Vater hat viel für Sie geopfert — er starb, glaube ich, unter Ihren eigenen Augen, und ein großer Theil meiner Jugend ist blos eine Abspiegelung Ihres Familienlebens; aber gleich-

viel, das Gedächtniß kann untreu werden, und — Ew. Excellenz — ich verzeihe Ihnen: Sie sind alt.

Ehrenpreutz stand sprachlos da. Hätte er sich mit Puke allein befunden, so wäre er ihm sicherlich eine Antwort nicht schuldig geblieben; aber hier — mitten im Hofcirkel — während ein Gemurmel und Geflüster durch's Zimmer ging — unmöglich — die Zunge verweigerte ihren Dienst. Aber Puke ließ ihm auch keine Zeit zur Besinnung, weil er sich von ihm hinweg sogleich zu Creutz und Röhr wandte.

„Vielleicht habe ich auch bei Ihnen, meine Herren, nicht mehr Glück?" fuhr er gegen sie fort.

Creutz und Röhr waren sichtlich beide sehr genirt.

„Es ist wohl möglich, daß ich Sie gekannt habe," antwortete von Röhr nicht ohne Verachtung; „ich will mich Ihres Namens erinnern."

Puke maß ihn mit kaltem Blick.

„König Astolf in der Sage," versetzte er, „kam nach dreihundert Jahren in sein Vaterland zurück, und da er es nicht mehr erkannte, so betrübte er sich sehr darüber. Ich dagegen komme nach einer Abwesenheit von blos wenigen Jahren zurück und habe Ursache, mich noch mehr zu betrüben, denn ich erkenne Alle wieder, aber Niemand erkennt mich. Vielleicht auch Sie nicht, Fräulein Creutz?"

Alma fuhr zusammen. Mit der größten Theilnahme war sie allen Umständen des Auftrittes gefolgt. Sie hatte sich das Benehmen ihres Onkels Ehrenpreutz nicht erklären können, und noch weniger das ihres Bruders und Röhrs. Hätte sie es gewagt, oder hätte es sich geschickt, so würde sie schnell zwischen sie getreten sein. Dagegen trat ihr Herz voll-

ständig auf Puke's Seite. Bei seiner einfachen Huldigung gegen die Königin trat ihr eine Thräne in's Auge; bei seiner ebenso entschlossenen als schonungsvollen Erklärung gegen Ehrenpreutz bewunderte sie seine ruhige und feste Haltung, sowie die Ruhe, womit er die wohlverdiente Zurechtweisung aussprach. Als er sich zu ihrem Bruder und zu Röhr wandte, betrübte sie sich über die Art, wie diese Herren ihn behandelten.

Puke's Vergleichung zwischen sich und König Astolf in der Sage rührte sie innig: es war ihr, als vermöge ihr eigenes Gefühl, so viel es auch in diesem Augenblicke umfaßte, gleichwohl die ganze tiefe Wehmuth darin nicht zu ermessen. Aber als er zuletzt auch sie selbst anredete, da bekam ihre Seele auf einmal Freiheit und Luft, ihr Herz erhielt das Recht, sein Gefühl auszuhauchen.

Unbekümmert schlug sie ihre Augen, die von reinem Glanz der Jugenderinnerung und des Wiedersehens strahlten, gegen ihn auf.

„Sie fragen mich, Puke, ob ich Sie kenne. Ich bin überzeugt, daß Sie nicht daran zweifeln. Unter Tausenden würde ich Sie wieder erkennen, der Sie, als ich noch ein kleines Mädchen war, stets mein Ritter waren, der Sie . . ."

Aus der weißesten Lilie verwandelt, stand Alma jetzt als die glühendste Purpurrose da.

Aber es lag in dieser Röthe mehr Schalkhaftigkeit als Verlegenheit. Ein holdes Lächeln schaukelte auch wie ein Sonnenstrahl auf den frischen Lippen. Ohne lange Ueberlegung ließ sie sich von dem naiven Gefühl des Augenblicks leiten. Sie hatte nichts

Anderes sagen können, daher auch ihre Worte so ungekünstelt und heiter ausfielen, als kämen sie von einem Kinde.

Jedes Weib scheint beinahe mit einem Geheimniß und einer lächelnden Maske, um es zu bedecken, geboren zu sein.

Wirkliche Selbstständigkeit des Gedankens und Verstandes darf sie kaum entwickeln; die einzige Selbstständigkeit, die sie besitzt, ist die des Herzens; aber obschon sie an dieser so fest hängt, wie an der Wurzel ihres ganzen Lebens, so wagt sie es doch so selten sie auszusprechen.

War deshalb nicht auch dieses frische Lächeln blos die Maske, womit Alma aus angeborenem Instinct das wirkliche Gefühl bedeckte, das unwiderstehlich die Worte dictirte, mit denen sie Puke entgegenkam?

Die Umgebung hatte sie verstanden, glaubte sie aber dennoch nicht recht verstanden zu haben.

Man hätte mehr und weniger haben mögen; mehr, um eine Herzensbeichte zu bekommen, weniger, um das Bekenntniß einer bloßen Jugendfreundschaft zu haben.

Sie hatte inzwischen geantwortet, aber zum ersten Mal — so leise war es im Zimmer — hörte sie den Ton ihrer eigenen Stimme, und ihre Stimme erstarb.

Glücklicher Weise wandte sich in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit von Alma ab und dem Könige zu, der nach vollendeter Spielpartie in den Salon trat.

Wir finden gleichwohl Fräulein Creutz nach einer

kurzen Weile in einem der kleinen Cabinete wieder, die damals an den Salon stießen.

Es war ein prachtvolles Zimmerchen, dieses Cabinet, und, sollte man glauben, lediglich für ein junges Mädchen hergerichtet, um ein Stündchen darin zu verträumen.

Die rothen Damastdraperien, welche die Wände bedeckten, waren mit Bändern und tief herabhängenden goldenen Quasten aufgeheftet.

Die Fensterzierrathen, über welchen die Gardinen in doppelten Wogen hingen, wurden von zwei Venusbildern getragen.

Dem Fenster gegenüber stand ein Divan, gleichfalls mit rothem Damast überzogen.

Auf einem Consoltisch auf der Seite duftete eine Pyramide von den schönsten Blumen des Herbstes.

Hieher war Alma mit ihren Gedanken geflohen; aber die Gedanken eines jungen Mädchens sind eigentlich Träume, die aus ihrem Herzen aufsteigen, wie Aphrodite aus den Wellen stieg.

Sie hatte sich auf den Sopha geworfen und verstand sich selbst nicht.

Sie war bange, sie möchte zu weit gegangen sein; und doch fürchtete sie, zu wenig gesagt zu haben.

Sie war recht froh, daß der Eintritt des Königs ihr Gelegenheit verschafft hatte, sich zu entfernen, und doch war sie recht ärgerlich darüber, daß sie sich nicht mehr draußen befand.

Phantasien — halb Schatten und halb Licht — flatterten durch ihre Seele. Es war ein Tanz von kleinen Elfen, in deren Zauberkreis sie gerathen war, und aus dem sie nicht loszukommen vermochte; die

Wahrheit zu sagen, bemühte sie sich auch nicht darum, sondern gab sich ihm vielmehr gerne hin.

Aber jetzt hörte sie Tritte herannahen; sie schaute auf, und ihr Bruder und von Röhr standen vor ihr.

„Alma," redete Creutz sie an, „ich hätte Dir viele Vorwürfe zu machen."

Wie ein in tausend Farben schimmernder Morgennebel, schwand auf einmal die ganze Zauberwelt in Alma's Innerem, und das Leben stand wieder deutlich und alltäglich vor ihr.

Es gibt Augenblicke, wo unser ganzes Leben blos Blume und Duft ist, andere — und wir bemerken den Uebergang kaum — wo wir blos Stengel, Wurzel, Staub sind.

„Welcher Bruder," antwortete Alma, „hat nicht immer seiner Schwester viele Vorwürfe zu machen? . . . Nun ja . . . Du bist mein Bruder . . ."

Alma schien auf einmal recht praktisch geworden zu sein. Die Träume waren fort, und sie lächelte einer Wirklichkeit entgegen.

„Du willst immer auf Deine eigene Art handeln, Alma," begann Creutz; „glaubst Du, daß das sich schicke?"

„Aber auf welche Art soll ich denn handeln? Sag' mir das, Wilhelm, ich will Dich gerne anhören."

Dieser Puke da . . ."

„Nun ja, dieser Puke da . . ."

„Ein für allemal, Schwester, ich will Nichts mit ihm zu schaffen haben."

„Nichtsdestoweniger, Wilhelm, warst Du ja früher ganz gut Freund mit ihm."

„Als Junge hat man tausend Freunde, Alma,

als Jüngling hat man einige Bekannte, als Mann hat man nur einen oder zwei."

„Und so, mein Bruder, verdient man, als Greis weder das Eine noch das Andere zu haben."

Alma besaß Herz und Verstand; aber während ihr Herz blos Sterne und Haine, Sonnenschein und Blumen zurückspiegelte, stand ihr Verstand mit steter Aufmerksamkeit beim Eingang desselben auf der Wache.

„Wir wollen jetzt nicht darüber rechten. Ich bin hierhergekommen, um von etwas Anderem zu sprechen."

„Also . . . von etwas Anderem."

„Herr von Röhr hat Dich um ein Gespräch unter vier Augen ersucht."

„Das ist vollkommen wahr. Herr von Röhr beliebe sich zu setzen."

Creutz schien diese Nachgiebigkeit nicht erwartet zu haben und ergriff herzlich ihre Hand.

„Ach, Alma, Du weißt nicht, wie ich Dich liebe."

„Weiß ich es nicht? Ach ja, ich weiß es vollkommen, bester Wilhelm. Du hast mich gerade ebenso lieb, wie Du die über Dein Wappen gravirte Grafenkrone liebst; nicht wahr, Wilhelm? Du liebst mich ebenso sehr, wie Du Deinen Namen liebst. Nun wohl, ich verlange auch nicht mehr. Haben Sie die Güte und setzen Sie sich, Herr von Röhr."

Röhr nahm an ihrer Seite Platz.

Abgesehen von seinem übermüthigen Wesen, war er ein sehr einnehmender Mann.

Ein Löwe seiner Zeit, ein Modeherr, war er an leichte Siege gewöhnt. Vom schönen Geschlecht ver-

zogen, glaubte er an keine Niederlagen. Widerstand betrachtete er blos als eine feine Koketterie.

Die gleichgiltige Sicherheit, womit er sich an Alma's Seite niederließ, erschreckte diese inzwischen; sie war nahe daran, ihrer ersten Eingebung zu folgen und ihn zu verlassen.

Ein etwas unerwarteter Umstand half ihr indeß bald auf eine passende Art aus der minder angenehmen Lage.

Ein Page trat nämlich in diesem Augenblicke ein und übergab zwei Briefe, den einen dem Grafen Creutz, den andern Herrn von Röhr. Sie erbrachen und lasen sie beide auf einmal. Nach der heftigen Aufregung zu urtheilen, welche sie zeigten, war der Inhalt überraschender Art. Creutz preßte die Lippen zusammen und legte die Hand an sein Degengefäß; Röhr sprang vom Divan auf.

„Sieh da, sieh da!" rief er und überreichte Creutz den Brief. „Welche Unverschämtheit! Will Puke sich an unsere alte Bekanntschaft erinnern . . . gut . . ."

Creutz faßte ihn beim Arm, während er ihn mit seinem Blick an Alma's Anwesenheit zu erinnern suchte.

„Still!"

Aber Alma hatte bereits genug gesehen und gehört, um Alles zu verstehen.

Mit ihren Gedanken an der ganzen Logik der Umstände vorbeieilend, befand sie sich augenblicklich bei der Katastrophe eines blutigen Duells.

Ohne lange Ueberlegung ging sie auf ihren

Bruder und Röhr zu, sie handelte, die Herren wunderten sich.

Mit der Angst, die in ihrem Gesichte gemalt stand, ergriff sie die beiden Briefe; sie brauchte blos einen einzigen Blick hineinzuwerfen, um ihre Vermuthung bestätigt zu finden.

Beide waren von Puke gefordert worden: die Briefe waren gleichlautend.

„Die Bekanntschaft, die Sie anzuerkennen sich geweigert haben, macht mich jeder andern Bekanntschaft unwürdig, bis ich mich Ihrer würdig gezeigt habe. Ich bitte Sie, gefälligst Platz, Stunde und Waffe zu bestimmen."

Dies war der ganze Inhalt.

„Das darf nicht geschehen," sagte Alma, „nein, nein, das darf nicht geschehen. Du versprichst mir's doch, Bruder?"

Creutz antwortete mit einem Achselzucken.

„Und Sie, von Röhr . . . Sie . . ."

Auch er hatte blos ein Achselzucken als Antwort. Aber sie las auch eine andere, nicht minder hoffnungslose in ihren gerunzelten Stirnen.

Ohne also länger zu bitten, überlegte sie einen einzigen Augenblick und eilte dann wieder in den Salon hinaus.

Röhr hatte über dem lebhaften Interesse, das Almas warme Theilnahme ihm einflößte, die Herausforderung beinahe vergessen.

„Sie liebt mich," sagte er also zu Creutz; „hast Du gesehen?"

Creutz antwortete nicht.

Als Alma in den Salon hinauskam, forschten

ihre Blicke nach Puke; aber er war nicht mehr da, er hatte sich bereits entfernt.

Sie verschwand unter den Uebrigen.

„Wann ziehen Ew. Majestät in die Hauptstadt?" fragte Palmstjerna den König.

„Morgen oder übermorgen, Baron. Ich wünsche in Ordnung zu sein, wenn die Reichsstände kommen. Apropos Stände . . . ich habe an die Thronrede gedacht.

„Wenn Ew. Majestät erlauben, wollen wir sie Ew. Majestät bei der ersten Reichsrathssitzung zur Unterschrift vorlegen."

Der König warf einen Blick auf seine Gemahlin, um zu sehen, ob sie die Antwort gehört habe; aber Tessin hatte sich ihr genähert und sie in Anspruch genommen.

„Die Thronrede, sagten Sie, Baron . . . aber was sagten Sie eigentlich?"

„Daß sie bereits fertig ist, Ew. Majestät."

Dem König fehlte es in diesem Augenblicke nicht an einer würdigen Haltung, seine Züge drückten ein großes Mißvergnügen aus, jedoch ohne Feindseligkeit.

„Wenn sie bereits fertig ist, Baron," antwortete er, „so ist ja meine Unterschrift nicht nöthig."

„Die Verfassung, Ew. Majestät . . ."

Der König, der jetzt merkte, daß das Gespräch ihn in das Labyrinth der nicht minder politischen als dialektischen Spitzfindigkeiten der Zeit hineinführen würde, zog sich unmerklich weiter weg, damit die Königin, die in dieser Beziehung noch weit feinere

Nerven hatte, als er selbst, kein Wort davon hören sollte.

Tessin hatte ein Gespräch über den Kronprinzen eingeleitet, zu welchem sein Herz ihn hinzog, obschon er als Staatsmann und in Folge seiner Regierungsansichten, wie sich von selbst verstand, in vielen Fällen sein Gegner war.

„Der Kronprinz zeigt sich nicht," bemerkte Tessin. „Es würde mich freuen, ihn zu treffen."

„Der Kronprinz," erwiederte die Königin abwehrend, „entwickelt sich auf eine erstaunliche Art, Graf. Er besitzt nicht blos eine ungewöhnlich leichte Fassungskraft, sondern auch ein überraschendes Urtheil. Sicherlich, Graf, wird er mit der Zeit einen großen und ruhmvollen Platz in der glänzenden Reihe schwedischer Könige einnehmen, eine Zierde des Thrones und eine Freude des Volkes werden. Dalin ..."

Tessins Haß gegen Dalin war bekannt. Die Gunst, welche die Königin ihm schon im Jahr 1754 schenkte, trug nicht wenig dazu bei, Tessin vom Hof abwendig zu machen.

„Dalin ist ein ausgezeichneter Informator," fuhr die Königin fort, da sie bemerkte, daß schon dieser Name böses Blut machte. Ich kann ihn nicht genug rühmen. Wenn ich indeß Dalin lobe, so darf ich auch Nils Bjelke, den Gouverneur des Prinzen, nicht vergessen. Er besitzt unser Vertrauen und die Liebe des Prinzen in gleichem Grad."

Jedes neue Wort schnitt Tessin in's Herz.

Obschon er als Reichsrath und auch als Parteichef einen hervorragenden Platz in den Reihen derjenigen einnahm, die der königlichen Familie und ihrem Ver-

langen nach erhöhtem Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten Opposition machten, so konnte er doch den Gedanken nicht aufgeben, daß der Kronprinz eigentlich ihm seine ganze Erziehung zu verdanken habe. Die Senatorstoga genügte ihm nicht, er wollte auch Etwas vom Königsmantel haben. Er wollte nicht blos um die Gegenwart, sondern auch um die Zukunft Verdienste haben.

Während die Königin sprach, bemerkte sie, daß Palmstjerna, obschon in einiger Entfernung durch eine Unterredung mit dem König in Anspruch genommen, sie gleichwohl beharrlich mit finster drohendem Blick ansah.

Es lag für ihr Gefühl etwas Beleidigendes darin, was sie reizte.

„Als ich meine Briefe an den Kronprinzen veröffentlichte," sagte Tessin, der sich noch immer über das ausschließliche Lob ärgerte, das Bjelke und Dalin gespendet wurde, da mißbilligten Ew. Majestät meine Handlungsweise."

„Ganz richtig, Tessin. Ich will mich erinnern, daß es Briefe an den Prinzen waren und nicht an das Publikum."

„Ein Kronprinz, Ew. Majestät, ein Prinz, der früher oder später ein ganzes Volk beherrschen soll, muß unter den Augen des Volkes erzogen werden. Seine Kinderstube ist die ganze Nation."

Palmstjernas Blick kränkte die Königin beinahe ebenso sehr, wie Tessins Worte.

„Meinen Sie also, Tessin," entgegnete sie, nicht ohne Verdruß, obschon mit lächelnden Lippen, „daß

die Reichsstände vielleicht sein Vater seien, und der Senat, oder was weiß ich, seine Mutter?"

„Warum nicht, Ew. Majestät?"

Der König, welcher den lebhaften Character bemerkte, den das Gespräch zwischen der Königin und Tessin annahm, näherte sich, um ihm eine ruhigere Richtung zu geben.

Palmstjerna und Ehrenpreuß folgten ihm.

„Aber," fuhr die Königin fort, „falls die Reichsstände die Vaterschaft bei meinem Sohne annähmen und der Senat — doch das ist ja gar zu lächerlich — seine Mutter spielen wollte, sagen Sie mir dann, Tessin, welchen Platz Sie seinen wirklichen Eltern einräumen wollen."

Tessin hatte ihr blos zeigen wollen, daß er keine Antwort schuldig blieb, wenn man ihn beleidigte, weiter war ihm nicht eingefallen; aber als die Königin seine Aeußerung festhielt und hartnäckig ihre Richtigkeit bestritt, da drehte er den witzigen Einfall einen Augenblick in seinem Geiste um und entdeckte jetzt einen neuen, nicht ganz unwichtigen politischen Gedanken darin, wie man in einer groben, zufällig aufgegriffenen Muschel eine edle Perle findet.

Der König, der zu seiner Ueberraschung fand, um was es sich handelte, wandte sich mit einem tröstenden Blick gegen seine Gemahlin.

Es ist etwas Anderes, einen neuen Gedanken zuerst auszuhecken, etwas Anderes, ihn zu verarbeiten. Für das letztere Geschäft besaß Palmstjerna ein nicht unbedeutendes Talent. Er hatte also kaum die Aeußerung der Königin vernommen, so zog er auch schon seine Folgerungen daraus.

„Ew. Majestät . . .“ begann er.

Aber Tessin, der das ganze unermeßliche Feld, wozu die Frage führen konnte, mit einem einzigen Blick überschaute, und in seinem Geiste vielleicht bereits der Zukunft ihre Richtung anwies, unterbrach ihn schnell.

„Als ich meinen Satz ganz flüchtig hinwarf, Ew. Majestät, war es nicht meine Absicht, auf einen so ernsten Gesprächsgegenstand einzugehen. Ich wollte blos im Allgemeinen sagen, daß Europa die fraglichen Briefe mit andern Augen aufgenommen hat, als Ew. Majestät. Diese Briefe sind nämlich in mehrere fremde Sprachen übersetzt worden.“

Die Königin wurde durch die gegenseitige Feindseligkeit immer mehr aufgeregt.

„Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Triumph, Tessin. Ohne Zweifel werden Sie, wenn Sie bei der bevorstehenden Reichsversammlung den Ständen Ihre Briefe vorlegen, auch von ihrer Seite Beifall zu ernten haben.“

Tessin, welcher seine diesfallsige Absicht noch immer für ein wohlbewahrtes Geheimniß gehalten hatte, war überrascht.

Palmstjerna hob inzwischen den Handschuh auf.

„Ganz sicherlich, Ew. Majestät, werden die Reichsstände das Werk des Grafen Tessin hoch zu schätzen wissen.“

„Die Arbeit,“ fügte Ehrenpreutz hinzu, „ist reich an großen Wahrheiten, und die Kunst, einen Prinzen zu erziehen, besteht darin, daß man ihm einfach und ungekünstelt Wahrheiten in allen Richtungen des Lebens vor Augen hält.“

„Sie meinen also, meine Herren, das sei es, was Tessin gethan habe. Wärmer und lebhafter als eine Mutter kann Niemand wünschen, daß ihr Sohn in der Liebe für Wahrheit und Recht erzogen werde; aber wenn es sich darum handelt, die wirkliche Wahrhaftigkeit der Lehrsätze zu beurtheilen, so besitzt auch Niemand einen so sichern und scharfen Blick wie sie. Besorgen Sie die Staatsangelegenheiten, meine Herrn, erziehen Sie auch Ihre eigenen Kinder nach Ihrem Gutdünken; aber lassen Sie auch mein Mutterherz ungehindert seine heiligsten und zugleich schönsten Rechte genießen, welche die Natur ihm anweist."

Die Königin hatte sich bei der Frage um ihren Sohn erhoben. Es war nicht mehr eine Königin, es war eine Mutter, die ihr Kind vertheidigte. Ihr ganzes Wesen wurde daher auch in diesem Augenblick von einer warmen und wahren Würde beseelt. Der Sonnenschein, der im Frühling Blumen hervorruft, erzeugt im Herbst Früchte. Die Liebe, die bei dem jungen Mädchen einen holden Traum hervorruft, ist dagegen für eine Mutter die höchste Wirklichkeit des Lebens.

Nachdem die Königin ausgesprochen hatte, sank sie auf die Ottomane nieder. Man hatte eine Saite berührt, deren Töne sie verwirrten.

Der König ergriff theilnehmend ihre Hand, während er sich mit ernstem und vorwurfsvollem Blick gegen die Reichsräthe wandte. Seine Lippen bewegten sich, er wollte offenbar einige beschwichtigende Worte sprechen, als auf einmal der siebenjährige Herzog Karl in's Zimmer hereingesprungen kam und

sich einen Platz an der Seite seiner Mutter suchte, ein kleines, unberechnetes Intermezzo, das, nach der liebkosenden Freundlichkeit zu schließen, womit sie die Hand auf seinen Kopf legte, sie ebenso zu rühren als zu erfreuen schien.

„Was macht Dein Bruder Gustav?" fragte sie.

„Bruder Gustav sitzt da und regiert, Mama."

„Regiert?"

Ein Ausdruck der Verwunderung machte sich im Kreise laut.

Die lebhafte Seele der Königin ging hastig von einem Eindruck auf den andern über. Kaum noch vom Kummer niedergedrückt, richtete sie sich jetzt strahlend wieder auf.

„Tessin," sagte sie, „Ihre Briefe sind es, die ihm diese frühzeitige Neigung zum Regieren eingeflößt haben. Lassen Sie uns jetzt auch sehen, wie Sie ihn gelehrt haben, es zu thun."

Es war bei Hof nicht unbekannt, daß Gustav schon um diese Zeit kleine dramatische Vorstellungen extemporirte, worin man zu sehen glaubte, wie die Zukunft bereits in seiner Seele arbeitete.

Herzog Karl hatte die Thüre zum Kabinet halb offen gelassen. Die Königin stieß sie leise auf und begab sich mit dem König und den Reichsräthen hinein.

Das Gemälde, das sich jetzt zeigte, war pikant genug.

Am obern Ende eines Tisches saß Gustav, umgeben von einigen Jungen seines Alters, unter denen man den Sohn des Grafen Brahe, den später so berühmt gewordenen Schröderheim und Andere bemerkte.

Mit einer Papierkrone auf dem Kopf und einem Mantel, der aus einem purpurrothen Shawl für diesen Zweck hergerichtet war, über seinen Schultern, wandte sich Gustav gegen Schröderheim, der gerade als eine Art vortragender Rath an seiner Seite stand.

Die kleinen regierenden Herren saßen mit dem Rücken halb gegen die Thüre gekehrt, konnten also nicht bemerken, daß man sie beobachtete.

„Es handelt sich von Regierungsgrundsätzen," sprach Gustav. „Lassen Sie mich Ihren Antrag hören, Schröderheim."

Schröderheim hustete.

In seinem Alter glaubt man immer, alle Reden müssen mit Brustbeschwerden beginnen.

„Wie und auf was Art," las Schröderheim aus einem Papier vor, „kann ein Monarch die Denkungsart seines Volkes am besten erfahren?"

„In Wahrheit, Ew. Majestät," flüsterte Tessin der Königin zu, „sie beschäftigen sich nicht mit Lappalien."

„Lassen Sie uns die Antwort hören."

Gustav ergriff ein vor ihm liegendes Buch. Mit Verwunderung bemerkte Tessin, daß dieses Buch kein anderes war, als das Exemplar seiner Briefe, das er selbst dem Kronprinzen verehrt hatte.

„Wir wollen nachsehen," sagte Gustav, „was die Urkunde spricht. Lassen Sie uns sehen. Hier habe ich's, hier. Spionerei . . . Geklatsche . . . nein, nein! Es wäre unwürdig, die Denkungsart des Volkes auf solche Art erforschen zu wollen. Lassen Sie weiter sehen. Hier habe ich's.

„Soll man wählen, so halte ich die Gewohnheit

der orientalischen Fürsten, verkleidet in der Stadt umherzugehen, für besser."

„Was sagen Sie, meine Räthe? Ist die Sache abgemacht?"

Die kleinen Räthe verbeugten sich voll Ernst, ganz wie chinesische Puppen.

„Gehen Sie auf den andern Punkt über, Schröderheim."

Gustav verlor seine Majestät nicht einen einzigen Augenblick.

„Wie und auf was Art," las Schröderheim, „wird ein König seinem Volk am besten gefallen?"

Gustav schlug das Buch wieder auf.

„Es ist schwer zu gefallen," las er darin, „wenn man sich nicht in die Umstände der Leute schickt, mit denen man umgeht, z. B. wenn man bei Ungelehrten seine Gelehrsamkeit zeigen und bei solchen, die von Kummer und Angst niedergedrückt sind, den Lustigen spielen will. Die Fürsten müssen sich, sofern sie angenehm sein wollen, wie alle andern Menschen in die Leute schicken, die sie mit ihrem Umgang beehren. Im höchsten Grad liebenswürdig wäre der Fürst, der, wenn ihn diese Eigenschaften schmücken, nicht damit zu prunken suchte, sondern sie gleichsam unter einem ungezwungenen und natürlichen Wesen verbärge . . ."

„Die rechte Höflichkeit," las er weiter, „besteht darin, daß man die Behaglichkeit derjenigen erzielt, mit denen man umgeht, daß man das sagt, was für ihre Begriffe und ihre Lage paßt, und daß man dafür sorgt, daß sie mit uns und mit sich selbst zufrieden sein müssen."

„Ein König," heißt es an einer andern Stelle, „muß freundlich mit seinen Unterthanen reden und den Ruf des Volkes hören, so wird es ewig mit Treue an ihm hängen."

„Haben Sie Etwas dagegen zu bemerken, meine Herren?" fragte Gustav, nachdem er gelesen, — „oder fahren wir fort?"

„Wir fahren fort."

„Lesen Sie den dritten Punkt."

Schröderheim las:

„Was macht eines Königs Wohlfahrt und Glück aus?"

„Hören Sie die Antwort, meine Herren."

„Das Glück des Königs und der Gewaltigen auf Erden," las er, „besteht darin, daß sie dieselbe Ruhe und Zufriedenheit erreichen, die sich im Leben der Privatpersonen vorfindet. Also ist ein König glücklich, wenn seine Unterthanen ihn als einen Freund betrachten; wenn er in gewissen Fällen als Ihresgleichen erscheint; wenn sie die Schwere seines Scepters nicht fühlen; wenn seine Gewalt auf Liebe beruht, und wenn die allgemeine Zuneigung ihre Sicherheit ausmacht. Dann ist er wie ein guter Vater in seinem bürgerlichen Hause, er freut sich an der Munterkeit seiner Kinder und spielt sogar selbst mit ihnen, wenn ihn die Lust ankommt. Ein geliebter Herr ist immer angenehm."

Auf einen Wink Gustav's fuhr Schröderheim fort.

„Wie soll ein König denjenigen begegnen, die ihn nicht lieben, selbst wenn er all' seine Kräfte aufbietet, um gut zu regieren?"

Gustav schlug ein neues Blatt auf.

„Ein König," las er, „der gut regiert, thut blos seine Schuldigkeit; gleichwohl hat er das Recht, Druck anzuwenden, wenn die Welt ihm das Lob und die Unterthanen den Dank verweigern, den sie ihm zur Belohnung schulden."

Die kleinen Rathsherren schienen Nichts einzuwenden zu haben: sie verbeugten sich von Neuem und sahen sehr vergnügt aus über die wichtige Rolle, die sie zu spielen glaubten.

Gustav beherrschte sie durch die Ueberlegenheit seines frühgereiften Verstandes, eines Verstandes, welchen er selbst zu zügeln für nöthig fand, um sich ungestört an der Freundschaft und dem Vertrauen seiner Altersgenossen erfreuen zu können.

„Nun wohl, Tessin," bemerkte der König, „was halten Sie von diesem Regiment? Das ist jetzt ein Spiel auf dem Boden, den Ihre Lehren geebnet haben; — was meinen Sie, wenn es einmal zur Wirklichkeit würde?"

Tessin blieb stumm.

„Vergessen Sie diese Recension nicht, Tessin," fügte die Königin hinzu, „wenn Sie Ihre Arbeit den Reichsständen vorlegen."

Die Königin ergriff die Thüre, um sie ebenso leise zuzumachen, wie sie dieselbe geöffnet hatte.

„Um Verzeihung, Ew. Majestät," bat Tessin; „aber ich wünsche einige Worte mit dem Prinzen zu sprechen."

Tessin trat in's Cabinet. Beim Geräusche seiner Tritte wandte sich der ganze kleine Berathungssenat um, und die kleinen Rathsherren schienen in der ersten Verlegenheit sämmtlich fliehen zu wollen.

Gustav allein blieb da, erröthete aber bis unter die Augen.

„Erlauben Sie mir, mein Prinz," sagte Tessin, „an Ihrem kleinen Rathstisch Platz zu nehmen. Ich habe Nichts dagegen, daß Sie regieren, wenn ich nur rathen darf."

Gustav starrte ihn an. Tessin nahm inzwischen Platz am Tisch der kleinen Herren.

„Wohlan," sagte er, „regieren Sie jetzt, Hoheit."

Gustav schien ihn nur zu gut zu verstehen, nahm jedoch seinen Platz nicht wieder ein.

Im Salon wartete man mit Ungeduld, was er thun würde; aber er fuhr noch immer blos fort, Tessin verwundert und fragend anzublicken.

„Nun, Ew. Hoheit, warum zögern Sie?"

„Warum ich zögere?" wiederholte Gustav.

„Ich zögere darum . . . darum," stammelte er jedoch nach einer Weile, „weil ich keine Lust zum Regieren habe, wenn . . ."

„Fahren Sie fort, Ew. Hoheit."

„Wenn Sie rathen sollen, Tessin."

Er warf noch einen fragenden Blick auf den Grafen.

„Nein, Tessin, ich habe keine Lust," fügte er dann hinzu. „Lieber steige ich von diesem Thron da herab und lege den Scepter nieder."

Ein unwiderstehliches Gelächter brach im Saale aus. Der Ernst in der Erklärung des Prinzen war voll von komischem Effect.

Gustav führte auch seinen Entschluß sogleich aus: er legte Krone und Scepter nieder und sprang erröthend von Tessin weg zu seinen Eltern.

„Der Zweck unseres Besuches ist verfehlt,“ flüsterte Ehrenpreutz seinem Collegen Palmstjerna zu.

„Nicht ganz.“

„Kehren wir in die Hauptstadt zurück?“

„Wir wollen zuerst mit Tessin reden.“

Der König machte einen Gang im Salon: er wollte Tessin nicht mit seinem Anblick belästigen, als er vom Rathstisch der Jungen zurückkam, von welchem er, wie man wohl sagen konnte, eine kleine Niederlage erlitten hatte.

Die Damen und Cavaliere folgten dem Beispiel des Königs und vertheilten sich gruppenweise nach allen Seiten.

Man wartete, daß die Reichsräthe sich entfernen würden, damit der Hof seinen gewöhnlichen fröhlicheren und freundlicheren Charakter wieder annehmen könnte; aber auf einmal hörte man ein heftiges Nothgeschrei, und Jedermann blieb stehen und horchte unwillkürlich, was es wohl sein möchte. Man hörte ganz deutlich, daß es von unten, vom Park her kam und wie vom Fall eines Körpers begleitet wurde. Der König, der zufällig am Fenster stand, schaute begierig hinaus. Er entdeckte jetzt bewaffnete Soldaten, die unter Anführung eines Unteroffiziers herbeieilten, und einen Augenblick später sah er, wie sie einen jungen Mann und ein Mädchen, beide unter Aeußerungen der höchsten Verzweiflung, in ihrer Mitte wegführten. Das Mädchen, beinahe noch ein Kind, warf einen um Hilfe flehenden Blick um sich, dem der Gazelle ähnlich, wenn der Jäger auf sie anlegt. Der Mann oder vielmehr Jüngling an ihrer

Seite schlang seinen Arm um ihren Leib, als wolle er ihr Trost und Hoffnung einsprechen.

Des Königs gutes Herz sprach bereits zu Gunsten der zwei jungen Leute.

„Mein Gott," rief er, „warum hat man sie verhaftet? Sie sehen nicht aus, als ob Sie etwas Böses gethan hätten. Fragen Sie nach, Creutz..."

Creutz stand zufällig an der Seite des Königs.

Das Ereigniß hatte bald die Runde im ganzen Saal gemacht. Die zerstreuten Gruppen schaarten sich neugierig um den König und die Königin. Auch die Reichsräthe nahmen ihren Platz da ein, da sie vielleicht nicht weniger interessirt waren als die Uebrigen.

„Erzählen Sie, Creuz," forderte der König den Lieutenant auf, als er zurückkam; „was haben die armen Leute gethan?"

„Das ist sehr schwer zu sagen, Ew. Majestät. Beide waren dermaßen geängstigt und sprachen so verworren, daß ich nicht verstehen konnte, was sie sagen wollten. Wenn ich jedoch recht begriffen habe, so glaubten sie in der Bibliothek eingesperrt zu sein; — sie fürchteten, ich weiß nicht warum, den König, die Königin, die Reichsräthe; — genug, in ihrer Angst hatten sie beschlossen, durch das Fenster hinaus die Flucht zu ergreifen, wobei das Mädchen auf den Rücken fiel und den Nothschrei ausstieß, der die Wache zum Einschreiten veranlaßte.

Die Erzählung erschien dem König, wie auch den Reichsräthen und dem übrigen Hof höchst sonderbar. Die einzige Person, welche die Sache begriff, war die Königin. Sie befand sich in der höchsten Ver-

legenheit. Als die Reichsräthe ankamen, hatte sie Clara und ihren herzugerufenen Bruder in der Bibliothek ihrem Schicksal überlassen müssen. Diese an und für sich so einfache Handlung konnte aber, wenn es jetzt zur ernstlichen Untersuchung kam, wobei sie nicht zweifelte, daß die beiden Geschwister den ganzen Sachverhalt der Wahrheit gemäß angeben würden, zu allerlei Mißdeutungen Anlaß geben. Wenn Clara, die ihre Unterredung mit Höppener und Dalin belauscht hatte, Etwas davon erzählte, welcher weitere Kummer! Aber was sollte die Königin thun? Die Anwesenheit der Reichsräthe verhinderte sie an Allem. Voll Unruhe preßte sie die Hände zusammen.

Die Reichsräthe, welche dachten, Alles müsse seine natürliche Lösung haben, ahnten, daß nur die Königin den Schlüssel des Räthsels besaß. Noch strenger als bisher folgten sie ihr also mit ihren Blicken. Bald entdeckten sie auch ihre Unruhe und Aufregung, was sie immer mehr in der Ueberzeugung bestärkte, daß ihre Vermuthung richtig sei.

„Ich sah den irrenden Blick des armen Mädchens," sagte der König; „es war ein Kind, das um Barmherzigkeit zu flehen schien. Was sagen Sie, meine Herren? Könnte man nicht der Wache befehlen, sie loszulassen?"

Palmstjerna fürchtete, man könnte, wenn die Ansicht des Königs durchginge, möglicher Weise um eine wichtige Entdeckung kommen, die vielleicht den Schlüssel zur einen oder andern von den Intriguen enthielte, welche dem Gerücht zufolge eben jetzt bei Hof ausgeheckt wurden: aber zugleich sah er ein, daß man die Arrestanten, wenn sie im Schloß blie-

ben, ohne alsbald verhört zu werden, leicht zu falschen Angaben verleiten konnte.

„Ich weiß," antwortete er daher, „Ew. Majestät Theilnahme für zwei sicherlich ganz unschuldige, obschon in Angst gejagte Personen vollkommen zu schätzen und wage es deßhalb anheimzustellen, ob . . . aber ich bitte Ew. Majestät, mir zu verzeihen, wenn mein Vorschlag vielleicht etwas Unpassendes hat . . ."

„Lassen Sie hören, Baron, sprechen Sie sich aus."

„Ich wollte es Ew. Majestät anheimstellen, ob man die Leute nicht vielleicht sogleich hieher rufen sollte, um durch eine aufrichtige Erzählung ihrer Abenteuer unsre allgemeine Neugierde zu befriedigen — gewiß ist es nichts Anderes als ein Abenteuer — vielleicht zwei Liebende, die sich verirrt haben."

„Glauben Sie, daß es angehe, Palmstjerna?"

„Das kommt lediglich auf Ew. Majestät selbst an."

Ehrenpreutz näherte sich Tessin.

„Gut gesprochen," flüsterte er, „vortrefflich!"

Die Königin glaubte sich verloren. Aber sie fühlte, daß die Aufmerksamkeit der Räthe auf ihr ruhte, und wagte deshalb weder einen Schritt zu thun, noch ein Wort zu sagen.

Haben Sie die Güte, Creutz, und lassen Sie die Leute vorführen.

Wir müssen hier berichten, was Clara und Daniel zu dem unvorsichtigen und halsbrecherischen Schritt veranlaßte, den sie thaten.

Clara hatte von der Königin Befehl erhalten, ihre Rückkehr in die Bibliothek zu erwarten. Daniel

war unter dem Versprechen, seine Schwester wiedersehen zu dürfen, dahin geführt worden.

Schon im Vorsaal des Schlosses kam ihm Alles düster und geheimnißvoll vor. Als er in die Bibliothek trat, war es ihm, als wolle das große Zimmer ihn verschlingen. Er meinte sich auf allen Seiten von Schrecknissen umgeben, deren Eindruck er nicht abzuschütteln vermochte. In diesem Augenblick kam Clara ihm entgegengesprungen und erzählte ihm sogleich die ganze Furcht, die ihre Lage ihr einflößte.

„Du hast mit der Königin gesprochen?“ fragte er mit einer Aeußerung der größten Verwunderung.

„Wie Du siehst, mit der Königin selbst.“

So erschrocken Clara war, so war sie doch auch nicht ohne einige Eitelkeit.

„Sie war so böse, so böse, Du kannst's gar nicht glauben. Ach ja, Daniel — und dann die Reichsräthe, und der König . . . mein Gott . . . ich weiß gar nicht, was ich thun soll. Denk' nur, eine Untersuchung, eine Untersuchung. Sieh, Daniel, ich könnte gerade sterben vor Angst.“

Ungeachtet Daniel nicht wußte, was vorgefallen war, so war er doch bald ebenso in Angst gebracht, wie Clara.

„Was sprichst Du denn da, um Gottes willen? Hast Du Dich gegen den König oder die Königin oder die Reichsräthe vergangen? Was hast Du Böses gethan?“

Er trat jedoch schnell einen Schritt zurück. Seine Augenbrauen runzelten sich, und er betrachtete seine Schwester mit Entsetzen.

„Clara,“ sagte er, „Du hast doch nicht . . .“

„Ach ja, Daniel, aber sei jetzt nur nicht auch böse auf mich, just das habe ich."

„Du hast Dich in's Schloß geschlichen . . . hast zugegriffen . . . Doch nein, nein, das ist unmöglich. Du kannst nicht . . ."

Clara betrachtete jetzt ihren Bruder mit nicht geringerer Verwunderung.

Daniels Brust hob sich. Er wußte nicht, wie ihm war.

„Zugegriffen?" wiederholte Clara. „Bei was sollte ich zugegriffen haben?"

„Beruhigen Sie sich, Daniel," sagte in diesem Augenblicke eine Stimme hinter ihnen. „Clara hat nicht zugegriffen, aber die Sache kann jedenfalls sehr ernsthaft werden."

Als Clara und Daniel sich umwandten, stand Amanda vor ihnen.

Sobald Amanda sah, daß die Königin abgerufen wurde, um bei dem Besuch der Reichsräthe zugegen zu sein, eröffnete sich für sie eine Gelegenheit, um ohne alle Furcht vor Ueberraschung mit Clara sprechen zu können.

Als Daniel in die Bibliothek geführt wurde, erkannte sie auch ihn wieder.

Sie hatte Clara hinter der Thüre des Marmorcabinets lauschend zurückgelassen. Sollte wohl die Königin, fragte sie sich mit der größten Unruhe und Angst, das Mädchen dort entdeckt haben?

Unter allen Umständen mußte sie zu erfahren suchen, wie sie dran war, und sie schlich sich also vorsichtig in die Bibliothek.

Die Sache war für sie von der höchsten Wich-

tigkeit. Wir kennen zwar die geheimen Verhältnisse noch nicht, worin sie sich befand; aber daß sie nicht allein stand, sondern von andern äußeren Banden abhängig war, schien vollkommen klar zu sein. Wenn die Königin entdeckt hatte, daß Amanda durch falsche Vorspiegelungen Clara veranlaßt, hinter der Thüre zu bleiben und zu lauschen, so wurde ein für allemal ihr Mißtrauen rege gemacht; dies konnte zu weiterem Argwohn und zuletzt wohl gar zu Untersuchungen führen, die möglicher Weise ihre ganze Stellung veränderten.

Amanda's Erscheinung versetzte Daniel in die größte Verwirrung. Er erkannte sie zwar auf den ersten Blick als alte Freundin und Spielkamerädin wieder; aber wie sehr hatte sie sich nicht verändert! Welche geschmackvolle Kleidung, welche schöne Formen, welche Sicherheit in ihrer ganzen Haltung! Ein junges Gemüth kann für dergleichen Dinge nicht gleichgültig bleiben. Wie lebhaft erinnerte er sich jetzt an ihr häufiges, angenehmes Beisammensein als Kinder!

Amanda bemerkte den Eindruck, den sie machte, sehr wohl. Sie freute sich darüber, es konnte immerhin etwas Gutes daraus erwachsen.

„Nun, Herr Daniel," begann sie mit einem Lächeln, dessen Deutung sie seinem eigenen Gutdünken anheimstellte, was sagen Sie jetzt? Was meinen Sie, daß Clara thun solle? Dies ist eine recht unangenehme Geschichte."

„Es ist wahr . . . ja, ja . . . meine Schwester . . . ja . . ."

Auch Clara bemerkte die Verlegenheit ihres Bru-

ders. Trotz aller Bekümmerniß strahlte ein schalkhafter Blick aus ihren Augen.

Daniel hatte ihr anvertraut, daß er liebe; er hatte ihr zwar nicht gesagt, wen? aber jetzt . . . jetzt war ihr Alles ganz klar.

Wir haben gesehen, wie Daniel sich einem Gefühl hingab, das er sich selbst kaum zu gestehen wagte.

Wie eine Sternschuppe war Fräulein Alma's Bild in sein Herz herabgefallen und hatte es bald mit Schatten, bald mit Licht erfüllt.

Es war eine Thorheit, aber eine so liebliche Thorheit, eine Thorheit vom Himmel, die in seiner Brust keinen andern Namen besaß, als den Seufzer, der sich darin hob.

Eine Andere stand jetzt vor ihm.

Welcher milde Zauber in ihrer Anmuth! Welcher Blitz von Schönheit!

Die Kontraste üben auch eine Gewalt auf uns aus. Wie licht war nicht die Eine, wie dunkel die Andere! Dort eine Morgenröthe, hier eine Mitternacht.

Amanda hatte Daniels Ansicht zuerst zu hören gewünscht. Sie fürchtete, Clara möchte sie bereits bei ihrem Bruder verklagt haben. Sie wollte dies wissen, um sich dann nach ihm zu richten. Aber da er still blieb, so brach sich ihre Unruhe einen andern Weg.

„Arme Clara," sagte sie, „wie mußt Du nicht erschrocken sein, als die Königin Dich entdeckte!"

Bei näherer Ueberlegung nahm sie die Ent=

deckung als eine handgreifliche Sache an, weil natürlich Daniel sonst nicht hätte gerufen werden können.

„Ich habe vor lauter Angst beinahe meinen Verstand verloren,“ antwortete Clara, die jetzt ihren Bruder und alles Andere vergaß: — aber die Königin war auch so schrecklich . . . Du kannst Dir gar keinen Begriff davon machen.“

Amanda's Blick flog an Clara und Daniel vorbei. Sie wollte auf einmal sehen, was in ihnen vorging.

Daniel schüttelte sich, wie wenn er sich selbst aus einem Traum wecken wollte. Clara war ein Kind, das nicht begriff, auf welchen Füßen es eigentlich stand, das aber ein Bedürfniß hatte, davon zu sprechen.

„Aber die Königin, die Königin,“ versetzte Amanda; „um Gotteswillen, erzähle mir Alles. Vergiß Nichts . . . kein Wort.“

„Die Königin, — sie . . .“

Clara's augenscheinliche Angst machte auch Amanda zittern.

„Sie . . . sagst Du . . . sie . . .“

„Sie befahl mir hier zu bleiben und . . . sie drohte mit einer strengen Untersuchung.“

Das war es, was Amanda fürchtete: aber je größer ihre Angst, um so nothwendiger war es, daß sie auf's Umsichtigste zu Werke ging.

Sie überdachte ihre Stellung einen Augenblick.

Die Gefahr von Seiten der Königin war nur dann groß, wenn sie von Daniel und Clara Etwas

zu fürchten hatte. Zu einer Untersuchung durfte es nicht kommen — lieber alles Andere. Aber sie hatte blos eine kurze Spanne Zeit vor sich, und dies mußte benützt werden. Noch einmal betrachtete sie Daniel und Clara, und sie wurde sich ihres Einflusses auf diese Gemüther immer mehr bewußt; gleichwohl war sie des Ersteren nicht vollkommen sicher, weil sie noch nicht genau wußte, was Clara ihm anvertraut haben konnte.

Ihr Blick war auf Daniel haften geblieben, und sie senkte ihn mit einem wahrhaft verzaubernden Glanz tief in seine Brust hinab.

„Um Clara ist mir nicht bange," sagte sie, „sie hat doch einen Bruder, der ihr helfen kann."

Daniel fühlte sich beinahe wie elektrisirt.

„Ihr helfen kann!" rief er und fuhr auf, „aber mein Gott," fügte er hinzu, während er mit seinen Augen gleichsam Amanda's ganzes Bild umfaßte, „ich weiß ja noch nicht, was sie gethan hat . . . ich weiß nicht . . ."

„Sie wissen nicht . . ."

Dieses Bekenntniß war für Amanda immerhin erfreulich. Sie wünschte Nichts mehr, als daß er gar Nichts wissen möchte.

„Dann will ich Ihnen Alles sagen," fuhr Amanda fort. „Hören Sie mich an. Die Königin hat Jedermann streng verboten, ohne ihre Erlaubniß diese Zimmer zu besuchen."

„Sie hat es verboten?"

„Wie ich sage; aber jetzt waren die Königlichen fort, und da traf ich zufällig Clara, und da sie so

sehr wünschte, die Zimmer sehen zu dürfen . . . es war doch so, Clara?"

„Ja gewiß, Amanda, ich wünschte es sehr, sehr."

Ich zeigte also Clara das Cabinet und die Toilette der Königin, ihr Audienzzimmer und ihr Schlafgemach, den Trabantensaal und das Rathszimmer, und dies Alles war mir sehr angenehm, weil ich ja einer alten Freundin ein Vergnügen bereitete . . . aber da kamen wir hieher . . . und kaum waren wir ein kleines Weilchen da gewesen, so hörten wir Tritte, und es blieb uns nichts Anderes übrig, als uns zu verstecken . . . Clara weiß selbst am allerbesten, wie langsam ich war, um sie zu verbergen."

„Du warst recht artig und freundlich; Du dachtest gar nicht an Dich selbst. Aber da entdeckte mich die Königin."

Daniel sah bald die Eine, bald die Andere an. Er begriff weder was er sagen, noch was er thun sollte.

„Du hast der Königin natürlich gesagt, daß ich Dich hieher geführt habe?" fuhr Amanda fort.

Clara schlug ihre Augen nieder.

Das stille, aber deutliche Geständniß war für Amanda genug. Ein bitteres Gefühl des Mißvergnügens schnitt ihr in's Herz, aber dennoch lächelten ihre Lippen.

„Das war ganz recht von Dir, Clara; das kann Dich vielleicht einigermaßen entschuldigen, weil ich doch immer das Recht habe zu gehen, wohin ich will. Indessen ist es doch unangenehm, sehr unangenehm."

Ein gewisses Zittern in Amanda's Stimme zeugte

von ihrem Verdruß. Aber Daniel und Clara achteten nicht darauf, sondern hielten sich blos an ihre letzten Worte, die ihren Kummer um die Freundin ausdrückten.

In der Lage, worin Amanda sich augenblicklich befand, hatte sie blos jetzt vergessen, Clara auszufragen, was sie von der Unterredung zwischen der Königin, Dalin und Höppener hinter der Thüre gehört habe. Jetzt erinnerte sie sich auf einmal daran.

„Ihr dürft mir glauben," sagte sie zu den Geschwistern, „daß Ihr in mir eine wirkliche Freundin besitzet."

Während sie so sprach, legte sie ihre Hand auf Daniels Schulter.

„Mein Gott, ja, ja," wiederholte Amanda, „es ist sehr, sehr unangenehm."

Daniel und Clara verwandten ihre Augen nicht von ihr.

„Erkläre Dich, sag' Alles, wir sind auf Alles gefaßt."

„Um Gottes Willen, Mamsell Amanda," bat Daniel, „sagen Sie uns Alles. Ich fange an zu verstehen, obschon . . ."

„Bedenket eine Untersuchung . . . den Zorn der Königin . . . das Mißvergnügen des Königs . . . wißt ihr, wohin die Königin von hier aus gegangen ist?"

„Nein, nein."

„Zum König."

„O mein Gott!"

„Das ist noch nicht Alles."

„Noch nicht Alles?"

„Drei Reichsräthe sind so eben angekommen."

„Drei?"

„Graf Tessin, Baron Palmstjerna und Ehrenpreuß. Die Königin sagte Dir doch von einer schrecklichen Untersuchung?"

„Ja, ja."

„Laß mich einmal nachdenken. Gibt's denn kein Mittel zur Rettung? Da fällt mir Etwas ein. Sage mir, Clara, hörtest Du, was die Königin mit den zwei Herren sprach, die bei ihr in der Bibliothek waren? . . . Wenn Du mir Etwas sagen kannst . . . nur ganz wenig . . . so glaube ich . . ."

„Was die Königin sprach? Nein, nein . . . das ist rein unmöglich. Ich hörte kaum ein einziges Wort. Es summte blos vor meinen Ohren."

Daniel hatte jetzt Etwas gehört, was auch er begriff.

„Keine Dummheiten jetzt, Schwester. Du mußt Dich doch wohl an irgend Etwas erinnern. Wenn Mamsell Amanda so freundlich ist, Dir aus dieser Widerwärtigkeit helfen zu wollen, so mußt Du doch auch Etwas thun."

„Bedenke, Clara, daß dein Bruder jetzt auch von der Königin hieher berufen worden ist. Du mußt doch einsehen, daß sie dieß nicht gethan hätte, wenn sie ihn nicht . . ."

„Wenn sie ihn nicht . . ."

„Für einen Mitschuldigen hielte. Denke wohl nach . . . wenn Du mir auch nur das Geringste sagen kannst . . ."

„Still," unterbrach sie Clara. „Jetzt fällt mir

Etwas ein. Die Königin sprach von den Ständen des Reichs und von den Reichsräthen . . ."

„Da siehst Du."

„Einer der Herren verlas eine Schrift, die sie ihm übergab."

Clara sammelte alle ihre Gedanken. Es handelte sich ja um Beschaffung eines Mittels, das ihr aus dieser Verlegenheit helfen sollte.

„Eine Schrift . . . eine . . ."

„Eine Anklageschrift . . . so nannte sie's . . . gegen die Reichsräthe. Ja, so war es wirklich. Die Schrift sollte den Ständen eingereicht werden. Jetzt erinnere ich mich wieder."

„Sie griff die Reichsräthe an," fuhr Amanda fort, „sie tadelte sie, sprach davon sie abzusetzen, sie . . ."

„Ja, ja."

Amanda konnte ihre Freude nicht verhalten. Der Eifer, den sie zeigte, war eine Abspiegelung dieser Freude. Da sie Höppeners und Dalins Gesinnungen kannte, so vermuthete sie allerlei, vielleicht weit mehr, als die Schrift wirklich enthielt. Aber ihre Lebhaftigkeit verlor sich schnell wieder. Jetzt erhob sich nämlich auf's Neue die Frage, wie sie Clara und Daniel so schnell als möglich, jedenfalls vor der Rückkehr der Königin, fortschaffen könnte.

Daniel hatte auf jedes Wort genau Acht gegeben. Amanda's Theilnahme flößte ihm das größte Vertrauen ein. Er erblickte in ihrer Unruhe nichts Anderes als das lebhafteste Interesse für ihre Freunde. Aber auch er sann jetzt nur noch auf ein

Mittel, um wegkommen zu können, bevor die Königin zurückkehrte.

„Hören Sie, Mamsell Amanda," bemerkte er, „wäre es nicht das Allerbeste, wenn wir, da doch die Thüre offen steht und die Königin oben ist, ganz einfach unseres Wegs gingen?"

Amanda war zu sehr an Schleichwege und kleine Intriguen gewöhnt, als daß sie daran gedacht hätte; aber wenn sie im ersten Augenblick auch ihre Freude an dem Vorschlag hatte, so verwarf sie ihn doch nach einer Weile.

„Das taugt nicht," sagte sie, „draußen stehen überall Wachen; nein, nein, man könnte vielleicht Verdacht gegen euch schöpfen; nein, nein!"

Amanda fürchtete, sich selbst bloszustellen. Sie überlegte einen Augenblick.

„Sage mir, Clara," fiel sie hastig ein, „fragte die Königin, wo Du seiest?"

„Das hat sie nicht gethan. Nein!"

Auch das war für Amanda ein kleiner Sonnenschein am Saum einer finstern Wolke. Nichtsdestoweniger konnte sie zu keinem Entschluß kommen.

„Das Beste ist," sagte sie endlich, „wenn ich sogleich zur Königin gehe und mit ihr spreche. Erwartet mich da, ich komme bald zurück."

Damit entfernte sie sich. Es verging eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, eine Stunde, und Amanda kam nicht wieder zum Vorschein.

Daniel und Clara ihrerseits wurden mit jedem Augenblick unruhiger.

Selbst ohne alle Welterfahrung, zumal ohne alle Kenntniß vom Hof, seinen Gewohnheiten und Ge-

bräuchen, glaubten sich die Geschwister von einer großen Gefahr bedroht, zumal da Amanda es ihnen gesagt hatte, Amanda, an deren Freundschaft sie so wenig zweifeln konnten, als an ihrer Aufrichtigkeit. Daniel war übrigens in Folge der Ereignisse des Tags nicht minder verwirrt als Clara. Beide waren aus ihrer gewöhnlichen Lage gekommen, und es fehlte ihnen an einem Maßstab für die Beurtheilung dieser neuen Verhältnisse. Wenn sie auch gezweifelt hätten, so wären sie damit noch nicht weiter gekommen.

Amanda's Ausbleiben war indeß kein vorsätzliches, sondern machte ihr selbst ebenso viel, wo nicht noch mehr Kummer als den Andern.

Statt sich zur Königin zu begeben, eilte sie auf ihr eigenes Zimmer. Dort finden wir sie, wie von Kopfweh geplagt, auf und ab gehen.

Der Argwohn der Königin war mit Recht erwacht, als sie Clara an der Thüre lauschend fand, und sie bebte vor diesem Argwohn.

Amanda war darüber im Klaren, daß Daniel und Clara fortgeschafft werden mußten, aber sie wußte nicht, wie sie es anstellen sollte.

Allerdings wußte die Königin bereits, daß Amanda das Mädchen in die Bibliothek geführt hatte; aber war nur Clara einmal verschwunden, so hoffte Amanda allein sich schon ausreden zu können.

Wenn es möglich wurde, gleichsam einen kleinen Schatten auf die Art zu werfen, wie Clara sich entfernte, so konnte dies für Amanda immerhin einigermaßen nützlich werden.

So verging denn eine Viertelstunde um die andere. Endlich klärte sich ihr Gesicht auf. Sie be-

gab sich eilig hinab. Vorsichtig untersuchte sie den Garten, beobachtete, wie die Posten standen, und fand, daß eines der Fenster unbewacht war. Sie war also jetzt ihrer Sache gewiß und kehrte daher zu ihren Freunden zurück.

„Ihr müßt fliehen," rief sie gleich beim Eintritt. „Es gibt keine andere Hilfe. Ich habe mit der Königin gesprochen. Sie ist schrecklich aufgebracht. Ihr seid verloren, wenn ihr nicht fliehet . . . jetzt sogleich . . . im Augenblick . . . fliehet, fliehet!"

Clara erblaßte. Daniel sprang von seinem Platze auf.

„Fliehen?" wiederholte er. „Ich fliehe nicht. Warum sollte ich fliehen?"

Eine Flucht verletzte sein Gefühl als Mann.

„Ihrer Schwester zu lieb."

Seine Arme sanken.

„Mir zu lieb," fügte Amanda hinzu, „ich bitte Sie darum."

„Sie wollen es?"

„Das Fenster hier ist nicht gar zu hoch vom Boden. Ich gehe in den Park hinab. Bemerke ich, daß Niemand um den Weg ist, so winke ich mit meinem Nastuch. Sie öffnen das Fenster, springen hinab und helfen dann Ihrer Schwester. Dies alles ist im Nu geschehen. Und seid ihr einmal unten, so könnt ihr gehen, wohin ihr wollt."

Es kam Daniel hart an, sich dazu zu verstehen; aber die Gefahr seiner Schwester und Amanda's Bitten brachten alle seine Bedenklichkeiten zum Schweigen.

Aus dem Vorhergehenden wissen wir, daß die

Flüchtlinge in demselben Augenblick verhaftet wurden, wo sie sich außer aller Gefahr glaubten.

Amanda sah ihre Verzweiflung, als die Wache sie festnahm, aber sie konnte ihnen nicht helfen. Gleichwohl folgte sie aus der Ferne. Als Graf Creutz zum ersten Mal hinabkam, erkannte er Daniel sogleich.

„Zum Henker, Schedvin," sagte er, „Du bist verhaftet?"

Creutz hatte Daniel oft vor seinem Hause in der Hauptstadt gesehen, an welchem der Jüngling so häufig als möglich vorbeiging, weil er in den Fenstern hie und da die Schwester des Grafen, Fräulein Alma, zu schauen bekam. Als ein ächter Soldatenfreund hatte Creutz auch mit Wohlgefallen Daniels vielversprechende militärische Figur bemerkt und schon zu wiederholten Malen mit ihm darüber gesprochen. Beim Anblick des Grafen kam Daniel noch mehr in Verlegenheit.

Der arme Sünder wußte in seiner Verwirrung wirklich nicht, was er antwortete. Aber Graf Creutz kam zum zweiten Mal und brachte den Gefangenen den Befehl, ihm zu folgen. Daniel hatte jetzt wieder Muth gefaßt. Er fürchtete zwar den Zorn des Königs und der Königin, aber er hatte ja doch kein Verbrechen begangen, sondern nur eine Dummheit. Nur das Lächerliche in seiner Lage verdroß ihn. Der Gedanke, daß er vor den König und den Hof zu treten habe, brach sich auf eine wunderbare Art durch sein ganzes Wesen. Einen Augenblick wimmelte es vor seinen Augen, aber bald schoß ein heller Strahl aus ihnen hervor. Er schämte sich, daß

er fliehen gewollt; aber als er einen Blick auf seine Kleider warf, schämte er sich beinahe noch mehr. Der Augenblick macht den Gedanken, der Gedanke macht den Mann. Er konnte sich nur durch einen kühnen Schritt aus seiner Angst retten. Was früher nur eine flüchtige Phantasie für ihn gewesen, wurde jetzt eine Nothwendigkeit. Die Hoffnung stand bei ihm in keiner Verbindung mit der Erinnerung; aber sie schlug auf einmal ihr Auge auf und blickte über die Gegenwart hinweg in die Zukunft.

„Herr Graf," sagte Daniel, „Sie könnten mir einen großen Dienst erweisen."

„Wie so?"

„Sie sollen mich ja doch vor den König selbst führen?"

„Du hast's gehört."

„Alle Könige, Herr Graf, haben doch die Soldaten lieb?"

„Was willst Du damit sagen?"

„Sie wissen, wer ich bin, Herr Graf; Sie wissen, daß ich, wenn auch in vielen Stücken ein armer Narr und Phantast — was Sie wollen — dennoch kein Verbrecher bin. Ich habe hier eine Dummheit begangen, das ist Alles, eine Dummheit, die ich ehrlich bekennen und erklären werde; aber machen Sie mich zum Soldaten, Herr Graf, damit ich als ein rechter Kerl und nicht so jämmerlich vor dem König stehen kann. Sie haben mir schon mehrmals einen Platz angeboten . . . nehmen Sie mich jetzt . . . ich schwöre, daß ich ein braver Soldat werden will . . . nicht wahr, Sie nehmen mich an?"

Daniel hatte sich aufgerichtet — er war ein

stattlicher Junge, ein guter Soldatenstoff. Muth und Entschlossenheit leuchteten aus seinen Augen.

Daniel sah ein, daß er sich wie ein Stümper benommen hatte und keinen Augenblick verlieren durfte, um seine Dummheit wieder gut zu machen.

Creutz fand den Vorschlag auch gut.

„Es bleibt dabei," sagte er.

„Noch eine Bitte, Herr Graf," fuhr Daniel fort. „Lassen Sie mich auf die Hauptwache gehen; es findet sich immer eine Uniform vor, oder ist wenigstens Einer auf der Wache, dessen Uniform mir paßt. Sie könnten mir erlauben, sie anzuziehen. Ich schäme mich, in diesem Aufzug da vor den König zu treten. Was sagen Sie, Herr Graf? Ich will treu sein wie ein Hund, das schwöre ich, wenn nur Sie, Herr Graf . . ."

Es lag in seinem Verlangen eben so viel Ehrgefühl als Redlichkeit und Aufrichtigkeit.

„Nun so spute Dich," antwortete Creutz; „ich will mit dem Wachtcommandanten sprechen."

Die Sache war schnell abgemacht, und nach wenigen Minuten kam Daniel in Leibgardeuniform aus der Wachtstube.

Clara schlug die Hände zusammen. Daniel war ein recht schmucker Soldat. Auch war sein Gang jetzt rüstiger, sein Aussehen entschlossener. Der Soldatenkittel erfrischt den Muth eines jungen Mannes.

Amanda hatte den Befehl gehört, daß Daniel und Clara auf's Schloß geführt werden sollten.

Bange um den Ausgang der Sache, schlich sie hintennach.

Vom Augenblick an, wo der König dem Grafen Creutz befohlen hatte, die Gefangenen heraufzuführen, bis zur Ankunft derselben herrschte tiefe Stille im Saal. Die Anwesenheit der Reichsräthe fesselte alle Zungen.

Die Blicke des Königs und der Königin begegneten sich nur ein einziges Mal, aber der Erstere schloß gleichwohl aus der betretenen Miene seiner Gemahlin, daß sie vielleicht eine Unvorsichtigkeit begangen habe, und diese Vermuthung gab auch ihm selbst etwas Gezwungenes.

Jeder Hof spürt in der Luft, wie es den Herrschern zu Muthe ist; aber im gegebenen Fall versiegelten Neugierde, Ungewißheit und Furcht alle Lippen.

Die Aufmerksamkeit der Reichsräthe flog über Allen hin, wie ein Adler, Auge und Schnabel auf Raub gespannt, in den Wolken fliegt.

Endlich traten Clara und Daniel ein.

Die Aufregung ihrer unerfahrenen Gemüther, als sie sich so plötzlich vor dem Könige sahen, wäre schwer zu beschreiben.

Clara war so blaß, als hätte nie eine Rose ihren lieblichen Kelch auf ihren Wangen erschlossen.

Kaum noch so einnehmend, so kindlich und natürlich, glich sie jetzt einem Schatten, obschon dem Schatten einer Blume.

Daniel dagegen besaß eine Haltung, welche ankündete, daß er auf einmal ein Mann geworden. Sein regelloses, unklares und überspanntes Wesen schien wie in einer Form zu ruhigem Bewußtsein, klugem Vertrauen und praktischer Einfachheit umgegossen worden zu sein. Der wahre militärische Geist

ist angeboren. Es bedarf blos eines großen Augenblicks in unserem Leben, um ihn zu entwickeln und uns seiner bewußt zu machen. Daniel war jetzt auch fest entschlossen, ohne alles weitere Bedenken die Verhältnisse so aufzuklären, wie er sie selbst kannte.

Der Eindruck, welchen die Geschwister machten, war ein guter und angenehmer. Daniels rüstiges und offenes Aussehen ließ ihm ebenso natürlich, wie seiner Schwester ihre verschämte Schüchternheit. Aber die gespannte Stimmung, die am Hof vorherrschte, lähmte sogar die Zunge des Königs.

„Erlauben Ew. Majestät," begann Palmstjerna, als der König stumm blieb, „daß ich einige Fragen an die Leute richte?"

„Haben Sie die Güte, Palmstjerna."

Die Königin stand im Begriff sich zu entfernen, um einem so peinlichen Akt, wie sie jetzt erwartete, nicht anwohnen zu müssen.

„Erzählen Sie uns," begann Palmstjerna gegen Daniel, „was Sie hier gethan haben, wie Sie hieher gekommen sind, und warum Sie sich zum Fenster hinaus entfernen wollten? Seien Sie aufrichtig und sprechen Sie die Wahrheit."

„Ich will die Wahrheit sprechen," antwortete Daniel; „ja wohl, ich habe noch nie gelogen. Ich für meinen Theil saß auf dem Quai unten auf einer Bank, als ein Bote kam und mir befahl, ihm in's Schloß zu folgen."

Die Königin hatte seit Daniels erstem Auftreten ihre Aufmerksamkeit nicht von ihm abwenden können; als sie jetzt seine Stimme hörte, schien sich ihr Interesse noch zu erhöhen.

„Der Bote," fuhr Daniel fort, „sagte mir, ich würde im Schloß meine Schwester wiedersehen."

Palmstjerna wurde durch diese Antwort in seiner Vermuthung eines heimlichen Verhältnisses noch mehr bestärkt, und hoffte das Räthsel bald gelöst zu sehen.

„Gut, mein Freund," fuhr er also fort, „aber aus welcher Veranlassung befand sich Deine Schwester hier im Schlosse?"

„Sie wurde gegen ihren Willen zurückgehalten."

„Gegen ihren Willen? Was meinst Du damit?"

„Nichts Anderes als was ich sage. Meine Schwester kann darüber selbst die beste Auskunft ertheilen."

Aller Augen wandten sich jetzt gegen Clara. Sie fühlte sich vernichtet, der Kreis um sie her besaß allzu viel Hoheit und Glanz; sie wagte nicht einmal aufzuschauen.

Die Königin konnte jedoch nicht länger in ihrem Schweigen verharren. Sie war zu stolz, um nicht offen vorzutreten. Ihre Seele war unter einem goldenen Diadem geboren, und sie verleugnete ihre Geburt niemals.

Ungeachtet Daniel die Uniform der Leibgarde trug, hatte sie ihn bereits wieder erkannt.

Aber auch der Kronprinz hatte ihn nicht minder aufmerksam betrachtet, als die Königin.

„Ach Mutter," rief er, indem er zu Daniel vorsprang und seine Hand ergriff, „das ist der Mann, der mich vorhin drunten im Park rettete. Komm heran, komm heran . . . und er zog Daniel mit sich . . . der König wird Dir auch danken."

Der Ruf des Prinzen verursachte eine neue Ueber-

raschung, die zu neuen Erklärungen führte. Wer beschreibt die Verwunderung Daniels, als er in dem Jungen, den er vom Baume herabgeholt, den Kronprinzen, und in der Dame, deren Danksagungen er empfangen hatte, keine geringere Person als die Königin selbst sah.

Es war, als sei ein Sonnenschein über das Gemälde gefallen, als sei ein klarer Tag zwischen einer Gruppe von dunkeln Gestalten vorgebrochen, als sei ein Stern mit seinem Glanz unter Wolken durchgedrungen.

Aber die Reichsräthe wollten den Leitfaden, den sie einmal in ihre Hand bekommen hatten, nicht loslassen.

„Erkläre uns," sagte Palmstjerna zu Clara, „wie Du in die Bibliothek eingesperrt werden konntest."

„Eingesperrt," fiel jetzt die Königin ein, „ist ein unrichtiger Ausdruck. Bei einem Besuch in der Bibliothek fand ich sie dort, und sie konnte sich nicht genügend ausreden. Ich befahl ihr deßhalb, meine Rückkehr abzuwarten, während ich nach ihrem Bruder schickte, der sie auf dem Quai erwartete.

Das verwickelte Verhältniß löste sich auf, wie eine seidene Pupe unter einer leichten und geübten Frauenzimmerhand.

Amanda, welche bemerkte, daß der Wind von einer andern Seite zu blasen anfing, hielt es für's Rathsamste keinen Augenblick zu verlieren.

„Ach, Ew. Majestät," sagte sie bittend, indem sie vortrat, „ich war es, die, während Ew. Majestät im Park spazieren gingen, Clara die königlichen Gemächer zeigte; aber als Ew. Majestät zurückkamen

und ganz unerwartet in die Bibliothek traten, da erschrack ich dermaßen, daß ich, ohne an Etwas zu denken, fortsprang und sie allein ließ.

Clara bestätigte dies, indem sie leise einen Dank flüsterte.

„Aber die Flucht," bemerkte Palmstjerna, „die Flucht?"

„Da ich das Mißvergnügen der Königin fürchtete," antwortete Amanda, „sah ich kein anderes Rettungsmittel, als daß ich sie zur Flucht aufforderte."

Amanda war zu klug, um jetzt nicht Alles auf sich zu nehmen.

Palmstjerna zog sich zurück. Die Reichsräthe fanden, daß sie auch dieses Spiel verloren hatten.

„Gnade, Ew. Majestät!" bat Amanda, „Gnade!"

Amanda's Erklärung hatte nicht wenig zur Vereinfachung und Abkürzung der ganzen Frage beigetragen. Damit zufrieden reichte ihr die Königin ihre Hand zum Kuß.

Nachdem die Reichsräthe sich überzeugt hatten, daß hier Nichts mehr zu machen war, entfernten sie sich.

Als ihre Wägen fortrollten, athmeten der König und die Königin leichter. Es war Beiden zu Muth, als sei eine Gewitterwolke vom Himmel verschwunden.

Fünftes Kapitel.

Der Landrichter Erich Wrangel.

Es war Abend. Die Sonne warf ihren letzten Abschiedsblick über die Erde und versank unter den

Wolken. Die Schatten, die freundlichen Brautführer der Nacht, schwebten in luftigen Mänteln über Feld und Thal. Die Natur, in deren Brust nicht dasselbe unruhige Herz klopft, wie in der menschlichen, bereitete sich zur Ruhe. Die Vögel zwitscherten nicht mehr, und der Wind regte seine Flügel nicht.

In der Dämmerung sieht man reitende Personen auf dem Weg von Drottningholm nach der Hauptstadt.

Die Pferdehufe erdröhnten in diesem Augenblick auf der Traneberger Brücke.

Den Uebrigen etwas voran, saß auf einem kohlschwarzen feurigen Renner eine schlanke Dame. Das Reitkleid umschwebte leicht und anmuthig ihre edlen, feinen Formen, während das schwarze Sammtbarett auf ihrem Kopf einen Schwall von weichen, blonden Locken festhielt.

Zu ihren beiden Seiten zügelten zwei Leibtrabanten ihre muthigen Pferde. Die gelben Reiterkollette waren von blauen, weiten Mänteln bedeckt, die halb flatterten, nicht weil ein Wind ging, sondern weil man große Eile hatte.

Zuletzt kam ein Läufer.

„Ich verstehe mich nicht auf das, was Du da sagst, Wallenstjerna," antwortete der eine Leibtrabant auf eine vorhergegangene Aeußerung; „meine ganze Politik liegt in meiner guten Klinge; ich für meinen Theil bin der Ansicht, daß die Welt zu viel schwatze und zu wenig handle."

„Viel Schwatzen, Hermelin, ist meine Sache auch nicht," erwiederte Wallenstjerna; „aber da jetzt Alles

schwatzt und die Welt mit eitel Phrasen regiert wird, so will ich auch mein Wort drein reden."

„Ich habe Dir tausendmal gesagt, daß dies noch Dein Unglück wird. Du weißt Dein Pferd besser zu zügeln, als Deine Zunge, Wallenstjerna. Glaube mir, Du taugst nicht zum Wortklauber, dazu hast Du zu viel Feuer im Leib."

„Dein Schweigen ist keinen Heller werth, Hermelin. Wenn's drauf und dran kommt, wirst Du eben so wenig schweigen können, als ein Anderer. Gilt es einmal, so bin ich überzeugt, daß wir weder im Handeln noch im Reden die Letzten sein werden."

„Apropos Handeln, wie gefiel Dir Puke? Ein wackerer Gesell..."

Die Blicke vorwärts gerichtet, schien die Reiterin an nichts Anderes als an möglichste Eile zu denken. Derselbe einzige Wunsch schien auch ihren edlen Springer zu beleben, der sie windschnell vorantrug.

Beide waren wie zusammengewachsen, denn die Bewegung der Einen schmiegte sich mit so vollendeter Anmuth der Bewegung des Andern an, daß selbst das feinste Auge keine Ungleichheit zu entdecken vermochte.

Die Dame hatte keinen Theil am Gespräch genommen und schien ihm nicht die mindeste Aufmerksamkeit zu widmen. Aber als Puke's Name genannt wurde, that sich eine plötzliche Veränderung bei ihr kund. Im ersten Augenblick richtete sie ihren Kopf empor, als beabsichtige sie dem Gespräch zu lauschen. Aber bald nahm sie ihre frühere Haltung wieder an, drückte ihre Fersen leicht an die Seite

des Pferdes, überließ ihm die Zügel frei und eilte noch rascher vorwärts.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren, meine Herren," erklärte sie; „lassen Sie uns eilen."

Ohne weitere Worte zu wechseln, ritten die Krieger noch schärfer zu, und bald passirte man den Zollbaum an Kungsholm.

Die Dämmerung hatte inzwischen zugenommen, und es war beinahe ganz dunkel geworden, als man nach Kungsholm kam.

Auf der alten Brücke von Kungsholm angelangt, hielt die Dame auf einmal die Zügel an.

„Hier, meine Herren," sagte sie, „scheiden sich mehrere Wege. Jedes von uns hat seinen besonderen Auftrag und muß also auf seinem Platze sein. Bedarf ich Ihrer, so finde ich Sie..."

„Auf der holländischen Düne, in der Oesterlangstraße."

„Oder bei Frau Hoffmann zur Perle in der Westerlangstraße."

„Hören Sie, Ernst," rief die Dame dem Läufer zu, „Sie kommen mit mir."

Der Läufer war kein Anderer, als der später so bekannt gewordene Ernst Anton Angel.

Die Leibtrabanten bogen bei der ersten Gasse rechts ab, und verschwanden im Dunkel. Die Dame dagegen ritt gerade aus und bog endlich in die Drottninggata (Königinstraße) ein.

Der Gang der Ereignisse führt uns zu einer andern Scene.

Wir befinden uns in einem großen Zimmer mit

Seitenthüren rechts und links. Die einfachen Möbel schließen alle Verschwendung aus und zeugen nur von schlichtem Ordnungssinn. Zuoberst im Zimmer steht ein Schreibtisch, bedeckt mit Akten und Schreibmaterialien. Um die Wände her erheben sich mehrere Bücherschränke. Auf den kleinen Tischen an den Fenstern liegen Broschüren und Zeitungen unter einander. Im großen Kamin lodert ein prasselndes Abendfeuer.

„Es ist ein großes Unglück für ein Land, wenn die Korruption alle Selbständigkeit untergräbt. Dadurch geht alle feste Grundlage für eine gesunde Politik verloren. Man befindet sich gleichsam in einer Art von Chaos, wo Verstand und Wissenschaft noch immer vergebens ihre Kräfte aufbieten, um die verborgenen Naturgesetze kennen zu lernen.“

Der Sprecher war ein Mann in seinen kräftigsten Jahren. Trotz des dicken Puders, der nach damaligem Brauch sein in einen langen Zopf zusammengedrehtes Haar bedeckte, konnte man bemerken, daß es seine ursprüngliche Farbe zu verlieren und in ein eigenthümliches Grau zu schillern anfing. Die Jahre waren indeß nicht Schuld daran. Bei manchen Naturen ist es ein inneres Feuer, das nicht blos die frische Farbe, sondern auch das Haar erbleichen macht. Am Rand des Vesuv erstirbt alle Vegetation. Bei einem feurigen und thätigen Geist muß sein Leben nicht nach der Zahl der Jahre, sondern nach Gedanken und Gefühlen berechnet werden. Solche Augenblicke sind jedoch gewöhnlich nur Charakteren vorbehalten, die von der Vorsehung reichlich ausgestattet worden. Die Gedanken müssen hoch

und kühn fliegen, um mitten im Sommer des Lebens die Schneeregion zu erreichen.

Der Sprecher ging auf und ab, während er seinen Ideen Luft gab.

Die markirten Gesichtszüge verkündeten das Selbstvertrauen, das kühne, weitverzweigte Pläne und Unternehmungen eingeben, obschon die etwas gerunzelte Stirne beinahe einer Wolke glich, die über den ganzen Mann ein gewisses Dunkel der Unerklärlichkeit bereitete. Das Muskelspiel des Gesichts, das mitunter heftige Gerolle des Auges, wie auch die veränderliche, bald hastige, bald langsame Bewegung in seinem Gang deuteten auf ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Unruhe.

So viel von der äußeren Erscheinung des Landrichters von Gottland, Barons Erich Wrangel.

Ein einflußreicher und hochgeschätzter Günstling der Königin Luise Ulrike, hatte er alle Fäden ihrer politischen Intriguen in seiner Hand. In der Mützenpartei spielte er eine der bedeutendsten Rollen. Feindselig gegen die Aristokratie, welche von den Räthen vertreten wurde, kämpfte er mit Wort und Schrift für eine Veränderung, die darauf ausging, dem Thron eine größere Macht einzuräumen. Nicht sonderlich skrupulös in seinen Mitteln, wußte er einen Stoß nicht blos zu pariren, sondern auch zu versetzen. Schlau und abgeschliffen, spielte er seine Trümpfe nicht auf einmal aus. Ein Plan war bei ihm häufig nicht blos ein Deckmantel, hinter welchem ein anderer sich barg. Belesen und geistreich, wurde er für seine Gegner gefährlich. Seine Resourcen vermehrten sich in demselben Maß, wie sie in An-

spruch genommen wurden. Bei all seiner eigenen Kraft und Macht war das Material, das er bearbeitete, noch nicht zu einem großen Resultate reif, und er mußte äußere Hilfsmittel suchen, die dem Zweck meist entsprachen.

„Die Korruption," fuhr Wrangel fort, indem er fortwährend im Zimmer auf und ab ging, „löst alle Bande der Gesellschaft auf. Ueberall, wohin man die Hand nach einem Ariadnefaden ausstreckt, verflüchtigt er sich wie Staub. Wer kann sagen, auf was man sich verlassen darf oder nicht! Gesetze und Verfassungen, Versprechungen, Treue und Ehre sind Handelswaaren, die dem Meistbietenden zufallen. Aber nicht die Korruption allein ist es, was die gegenwärtige Lage des Landes so unglücklich macht, so unheilvoll für nationale Entwicklung, Patriotismus und Volksfreiheit, die Art und Weise, wie die regierenden Herren die Regierungsform selbst auffassen und auslegen, bildet eine noch weit schrecklichere Tyrannei. Wenn, sagt man, die Menge bei Anordnung des Staats ihren gewählten Vertretern das Recht und die Macht übertragen hat, die Regierungsweise festzusetzen, so hat sich, behauptet man, diese Menge auch einer bleibenden Verpflichtung gegenüber dem festgestellten Gesetz unterworfen, und diese Verpflichtung können nur diejenigen ändern, welche die Macht besessen haben, sie zuallererst einzuführen und zu verordnen. Dieser Grundsatz, welchen man das Reichstagsrecht nennt, macht die innerste Triebfeder des Staats gänzlich unwirksam. Predigt man ferner, wie dies bei uns geschieht, daß die Menge bei der Wahl ihrer Vertreter nicht schon durch

diesen Wahlakt selbst ihren Auserkorenen Macht und Ansehen verleihen könne, sondern daß die Berechtigung blos in einer passiven Ernennung der Personen bestehe, welche in die Macht der Gesetze eintreten sollen, so unterdrückt man damit auch die Selbständigkeit der Vertreter und verwandelt dieselben in Werkzeuge für den todten Buchstaben des Gesetzes — ich sage todt, weil das Gesetz für Alle todt ist, mit Ausnahme der herrschenden Partei, welche allein das Recht besitzt, ihm die ihr beliebige Deutung zu geben. Der einzige Ansatz zur Freiheit, den ich in unserer Verfassung zu erkennen vermag, ist das Recht, sich frei vor Tadel und Verantwortung auszusprechen, wenn dies in redlicher und getreuer Absicht geschieht, was nur der Allwissende allein mit Sicherheit beurtheilen kann, und auf bescheidene, höfliche und anständige Art, worüber die Regierenden sich das Recht der Auslegung vorbehalten. Wie soll das Land unter solchen Umständen aussehen? In welche erdrückende Zwangsjacke ist nicht alle politische Freiheit gesteckt? In welchem Zustand der Erniedrigung befindet sich nicht die moralische Kraft der Nation? Werden wir nicht, in unserer innern Selbständigkeit gehemmt, in jammervollen äußern Parteistreitigkeiten uns zersplittern, worin der Schwächere dem Stärkeren heuchlerisch Beifall zollen muß, um nicht gänzlich zertreten zu werden? Wie lange wird das Volk, dieses einst so selbständige Volk, ein Joch ertragen, das alle seine Glieder lähmt?"

„Es gibt," antwortete eine heisere Stimme, „ein altes Sprichwort, daß derjenige, der sich zum Schaf macht, von den Wölfen gefressen wird."

Es war des alten Schecta Stimme.

Wrangel wandte sich verdrießlich von ihm ab.

„Meine Worte waren nicht für Dich gemünzt, Schecta.“

Schecta, der bisher am Kamin gesessen und im Feuer gestöbert hatte, richtete sich langsam auf und nahm seinen Hut.

„Du hast Recht, Wrangel,“ versetzte er; „ich habe allerdings nichts hier zu schaffen. Leben Sie wohl, meine Herren!“

Die übrigen Anwesenden waren nur zwei Personen: Lars Forbus, Bataillonspfarrer beim Westerbotten'schen Regiment, und Lars Larsson von Masängen, Reichstagsabgeordneter für den Bezirk Kihl in Wermland.

Forbus war eine jener schwärmerischen Naturen, welche das praktische Leben zuweilen in Folge eines Mißgriffs aus höheren Regionen zu sich herabzieht. In gewöhnlichen Verhältnissen war er rückhaltend, ruhig und schweigsam; aber gleich einem Opferaltar stand seine Seele in Flammen, wenn ein wahrhaft zündender Gedanke hineinfiel.

Doch wir werden ihn später genauer zeichnen.

Lars Larsson, der Reichstagsabgeordnete, gehörte zu jenen redlichen Männern von altem Schrot und Korn, die in der Alltagsschule des Staates in Geduld und Tugenden, in mannhafter Strebsamkeit und Ergebung unterrichtet und geprüft werden, die aber, wenn es einmal gilt, ihren natürlichen Aerger über Unrecht oder jene Berserkerwuth des Rechtsgefühls, die unmittelbar vom Wort zur That übergeht, nicht zu unterdrücken vermögen.

Als Schecta bis zur Thüre gekommen war, wandte er sich um.

In diesem Augenblick lag etwas Frommes und Freundliches in seinem Aussehen, obschon sein Blick gleich einem Pfeil durch's Zimmer schoß.

„Als einmal," sagte er, „die Götter des Olymp in den Kampf ziehen sollten, entstand ein Zwist unter ihnen, wem die Ehre der Anführerschaft zukommen müsse. Der Eine wollte Merkur haben, der Andere Apollo, der Dritte Mars. Da kam Jupiter. Wißt ihr, wen er zum Anführer wählte? Die Verschwiegenheit. Wählet ebenfalls diese Gottheit zu Eurem Chef, dann werdet ihr siegen; eher nicht. „„Ich habe mir vorgesetzt,"" steht in der Bibel geschrieben, „„ich will auf meiner Hut sein, damit ich nicht sündige mit meiner Zunge."" „„Zunge,"" fragte einmal ein Philosoph, „„wohin nimmst Du Deinen Weg?"" — Leben Sie wohl, meine Herren!"

Schecta's Worte machten auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck, obschon sie sich desselben zu erwehren suchten. Aber als Wrangel sein Angesicht erhob und einen trotzigen Blick um sich warf, da senkten Forbus und Lars Larsson ihre Köpfe, als fühlten sie sich von einem Schlag aus wohlbekannter Hand getroffen. Man wußte da, daß es das Beste war, zu schweigen.

„Schauen wir uns um," begann indeß Wrangel nach einer kurzen Weile wieder; „wohin hat nicht die gegenwärtige Staatsordnung uns geführt? Das böse Prinzip wirkt nach allen Richtungen hin. Ist nicht die öffentliche Meinung unmächtig? Arbeitet nicht die Zwietracht an unserem Verfall? Tritt nicht

der Eigennutz unserem Emporkommen entgegen? Werden nicht die Gesetze verachtet? Waren die Gewerbe je einmal so übel dran? Sind nicht die Gelder gleichsam aus dem Lande geflogen? Sind nicht die alten, einfachen Sitten und die Genügsamkeit gleichsam ausgewiesen? Reißt nicht ausländischer Geschmack bei den Bauern in unsern Thälern ein? Spricht man die Wahrheit ohne Neid? Werden nicht Freunde mit schönen Worten verrathen? Setzt man nicht einen hohen Stempel auf untaugliche Waaren? Gewinnt nicht die Erbärmlichkeit den Lohn der Ehre? Ist das Gold nicht das Kalb, das Alle umtanzen? Wird nicht die Dummheit mit Lorbeeren bekränzt? Werden nicht Esel in Ehrenstellen eingesetzt? Huldigt man nicht jedem Schwindelhirn, wenn es nur grauköpfig ist? Werden nicht die Verdienste Anderer aus eigener Ruhmsucht unterschätzt? Verwahrt nicht die Falschheit die heiligsten Siegel? Führt man nicht das Volk wissentlich an den Abgrund? Füllen sich nicht die Taschen unserer Edelleute mit ihren steuerfreien Gütern? Ist der Bauer nicht ein bloßer Käthner des Staats?"

Wrangel verstummte und betrachtete den Geistlichen und den Abgeordneten. Forbus' Augen warfen Flammen um sich.

„Ich bin blos ein armer Bauer," sagte Lars Larsson, von Wrangels Vortrag ergriffen, „aber darum fühle ich auch am allerbesten, daß Alles, was Sie sagen, seine vollkommene Richtigkeit hat. Der Bauer hat keine Privilegien, wie die Andern, sondern blos Verpflichtungen. Gott tröste uns, Herr Baron! Die Stellung des Bauernstandes wird im-

mer schlechter. Wir haben gar zu viele Leute, die regieren, Herr Baron; das ist das Ganze. Hätten wir, wie früher, nur einen Einzigen, so ginge es besser. Eine einzige Tasche läßt sich schon füllen, aber nicht hunderttausende. Zu einem Einzigen kann unsere Klage dringen, aber nicht zu so Vielen; — sie hören nur auf sich selbst. Das Brod reicht nicht für Alle, die jetzt daran nagen und scharren; aber für uns und für einen Einzigen reichte es wohl aus."

„Ehrlicher Lars!" versetzte Wrangel, „Sie sprechen wie ein redlicher und braver Mann, schlicht und unverstellt. Aber lassen Sie uns den Muth nicht verlieren, Lars. In Schweden ist schon hie und da das Brod ausgegangen, aber niemals der Muth. Wenn Alles verloren schien, war unser Muth stets unser Rettungsanker. Sie haben unsere Geschichte studirt, Lars. Erinnern Sie sich, wer, als die Dänen unser armes Land erdrückten, Adel und Geistliche ermordeten, Bürger und Bauern plünderten, ja sogar die Weiber vor den Pflug spannten, wer damals das Land rettete? Ein Bauer war es, Lars, ein Bauer, wie Sie, und er hieß Engelbrecht. Lassen Sie uns nur zusammenhalten, so werden wir stark werden, wie das Eisen, das wir aus unsern Bergen brechen. Forbus ist unser Freund, Lars. Sprechen Sie mit ihm, sprechen Sie mit Ihren Kameraden. Vertrauen erzeugt Macht, Lars, gleichwie die Entschlossenheit zum Erfolge führt."

„Tod und Leben stehen in der Gewalt der Zunge," sagte Lars mit einem Citat aus den Sprüchen; „wer sie liebt, soll von ihrer Frucht essen."

Aber, Herr Baron, ich werde mit meinen Kameraden sprechen und zu Rathe gehen; ich werde ihnen sagen, was mir und meinen Leuten daheim auf dem Herzen liegt. Ueberall, wohin ich auf meiner Reise hieher kam, hörte ich dieselben Klagen. Noth und Unzufriedenheit sind allenthalben gleich groß. Die Alten sprechen von der Zeit, wo man doch Jemand hatte, an den man sich wenden konnte; aber jetzt hat man Niemand als die Reichsstände, und diese gehen ja nur darauf aus, einander die Augen auszukratzen. Allerdings würde ich lieber schweigen, und Sie, Herr Pfarrer, wissen wohl am besten, daß ich ein stiller und begnügsamer Mann bin; aber ich halte es nicht länger aus, denn Noth führt das Wort beim Bauernstand, und ich werde sprechen, darauf können Sie sich verlassen, Herr Baron. Gott weiß, daß ich, wenn es der Wahrheit gilt, nicht ängstlich bin, entstehe daraus, was da wolle."

„Ich habe die beste Hoffnung, Lars. Unsere Sache ist gut. Ich will eine Königsmacht, die, obschon von den Gesetzen begrenzt, gleichwohl durch diese auch zu einer Wirklichkeit für das Volk, zu einer Bedeutung vor den Parteien, zu einer Wahrheit in allem Guten, Nützlichen und Edlen gemacht wird; ferner will ich ein Volk, das, obschon es von den Gesetzen regiert werden muß, nichtsdestoweniger zum Gefühl seiner großen Bedeutung, zu lebhaftem Interesse für die unabweisliche Nothwendigkeit des Fortschritts und zu dem Bewußtsein erhoben wird, daß seine Worte, sein Rath und sein Wille, in erster und letzter Linie, der Handlungsweise der Regierung ihre Richtung und ihr Gepräge geben müssen. Ich

habe einige Gedanken hierüber zu Papier gebracht. Sehen Sie hier, Lars; wollen Sie das Ding auch lesen, Forbus? Vielleicht treten Sie in dieses Zimmer . . . ich . . .

Er vollendete nicht, sondern öffnete die Thüre zu einem Seitenzimmer, wo Lars Larsson und Forbus eintraten.

Sobald Wrangel allein war, setzte er sich an den Schreibtisch. Den Kopf in seine Hände gelehnt, starrte er lange vor sich hin. Man konnte glauben, er sei in die Betrachtung eines wunderbaren Gemäldes versunken, das er vor Augen habe. Wer malt uns jedoch interessantere, kühnere und für uns selbst wichtigere Bilder vor, als die eigene Phantasie! Bald baut sie unsern Hoffnungen herrliche Lustpärke zwischen Erde und Himmel, bald stürzt sie die schönen Throne unserer Wünsche in Staub und Schutt. Den Doctor Luther lächelte einmal der Teufel so an; da nahm er sein Dintenfaß, warf es ihm in's Gesicht, und der Teufel verschwand. Von Wrangel schien die Erscheinung nicht weichen zu wollen. Jeder Staatsmann, der mit seiner Zeit ringen will, muß in seinem Willen eine neue aufbauen. In der gewitterschweren Nacht, die ihn umgibt, muß die Sonne in seiner Seele zu einem neuen Tag aufgehen. Wie oft befindet er sich jedoch nicht in der Gährung zwischen Nacht und Tag, Dunkel und Licht, Schatten und Morgendämmerung! In seiner Gedanken kühnem Flug sitzt er zuweilen gleichsam mitten in einer Wolke, wo er vergebens nach einem strahlenden Stern schaut. Da tappt auch er herum und zieht

sich scheu in sich selbst zurück. War dies der Fall mit Wrangel? Wir wissen's nicht. Nur so viel wissen wir, daß er zweien seiner politischen Freunde eine Zeichnung seiner Zeit entwarf, je nachdem ihre Erscheinungen sich ihm offenbarten. Ob dabei ein neuer Gedanke vor ihn trat, ob dieser neue lichtvolle Aussichten für ihn eröffnete oder ihn in Dunkel einhüllte, ob er ihm mit glänzenden Versprechungen winkte, oder sich drohend und düster erhob . . . wer weiß? Wie manche Räthsel ein Staatsmann auch lösen mag, so bleibt doch er selbst gewöhnlich das unlösbarste von allen. Der Staatsmann ist mehr als jeder andere ein Sohn des Augenblicks, aber eines Augenblicks, der eine Ewigkeit in sich schließt.

Die große Wanduhr im Zimmer schlug Etwas; Wrangel fuhr zusammen und wandte seinen Blick nach der Uhrtafel.

Es war halb sieben Uhr.

Plötzlich ergriff er die Klingelschnur, als erinnerte er sich auf einmal an Etwas; bei diesem Getöne trat ein Bedienter ein.

„Ist Capitän Puke noch nicht angekommen?“ fragte er; „es ist schon spät.“

„Er war schon vor einer halben Stunde hier, aber ich wagte es nicht, Sie zu stören, Herr Baron.“

„Wo ist er, Anders?“

„In dem Zimmer links vom Saale.“

„Gut. Ist meine Toilette in Ordnung?“

„Sie wartet.“

„Still! Was ist das?“

Man hörte Rossehufe im Hof. Wrangel lauschte.

„Sag dem Kutscher,“ befahl er hierauf, „er solle

anspannen und sich bereit halten. Wenn diese Pferdehufe im Hof einen Besuch für mich bedeuten, so sag, ich sei fort.“

„Aber der Befehl kam bereits zu spät, denn als der Bediente die Thüre öffnete, um sich zu entfernen, stand Fräulein Creutz in ihrem bis auf den Boden reichenden Reitkleid vor Wrangel.

Der ganze Nimbus von politischen Grübeleien, der ihn kaum noch umgab, war auf einmal verschwunden. Er schien gleichsam aus einer andern Welt, einer Welt voll Donnerwolken und Blitze, zum Leben in seinen praktischen, gewöhnlichen Formen zurückgekehrt zu sein. Er empfing daher Fräulein Creutz nicht mit den Manieren eines grübelnden Staatsmannes, sondern mit der ganzen Verbindlichkeit eines artigen Lebemannes. Er hatte jetzt nicht den Staat vor sich, sondern nur ein Mädchen, und die Staatstheorien wichen vor der schuldigen Aufmerksamkeit des welterfahrenen Mannes.

Der Leser hat sicherlich bereits errathen, daß die Reiterin, die wir so eben gezeichnet haben, keine andere war als Alma.

„Sie selbst hier, mein Fräulein?“ sagte Wrangel. „Anders,“ rief er dem Bedienten zu, „schließ die Thüre, ich empfange Niemand mehr, aber heiß den Kutscher anspannen. Ich vermuthe, mein Fräulein,“ fuhr er dann gegen Alma fort, „daß Sie von der Königin kommen. Lassen Sie mich hören, welche Botschaft Sie bringen.“

Fräulein Creutz schien von nicht minderem Eifer beseelt, um ihren Auftrag auszurichten, als Wrangel, um ihn zu erfahren. Sie übergab ihm

also ohne alle Zögerung das Schreiben, das sie mitbrachte.

„Haben Sie die Güte, mein Fräulein, und treten Sie in dieses Zimmer hier. Es würde sich nicht wohl passen, Sie in meinem Arbeitszimmer zu empfangen.“

Wrangel hatte erwartet, neue politische Nachrichten zu erfahren; er fand jedoch bald, daß er sich darin getäuscht hatte.

Nachdem er das Schreiben bereits gelesen hatte, hielt er es noch vor sich hin, warf aber darüber hinweg einen prüfenden Blick auf Alma.

„Und dies zu Stande zu bringen,“ sagte er dann, „haben Sie, mein Fräulein, auf sich genommen?“

Alma konnte sich nicht recht beherrschen, so fest hafteten Wrangels Augen auf ihr, so verwundert klang seine Frage.

„Ich mußte in die Stadt, Baron; warum blicken Sie so verwundert drein?“

„Kennen Sie den Inhalt dieses Briefs?“

Alma wandte sich halb weg, sie hatte Nichts zu antworten.

„Die Königin schreibt mir, Capitän Puke habe zwei Forderungen ergehen lassen, und zwar an Ihren Bruder und an Ihren . . . ich meine Herrn von Röhr.“

Alma schaute kaum auf.

„Die Königin kennt also Puke,“ fuhr Wrangel fort. „Nach Allem, was ich gehört habe, ist er erst heute früh aus der Fremde zurückgekommen; er ist

also bereits in Drottningholm gewesen und hat Audienz gehabt! Es ist doch so?"

„Wie Sie sagen, Baron, aber darin liegt weiter nichts Bemerkenswerthes."

„Allerdings; aber dieses Interesse?"

Alma schlug ihre großen Augen auf.

„Was weiß ich, Baron?" antwortete sie; „ich kenne die Absicht der Königin nicht."

So sehr sie ihre Verlegenheit zu unterdrücken suchte, so konnte sie dieselbe doch vor Wrangels prüfendem und urtheilgeübtem Blick nicht verbergen.

„Die Königin befiehlt mir die Duelle zu verhindern."

„Ich glaube wohl."

Wrangel warf noch einen Blick in den Brief, dann aber sah er von Neuem Fräulein Creutz an. Er schien alle Beide, den Brief und das Fräulein, gänzlich durchschauen zu wollen.

„Man beherrscht die Menschen," begann er dann, „wenn man nur ihre Herzen kennt. Der Verstand räth uns blos, aber das Herz regiert uns. Der Verstand ist eine Frucht, die allmälig wächst, ein Erzeugniß der Umstände, aber das Herz ist das Bleibende, woraus wir, wie aus einer Wurzel, unser Leben saugen. Soll ich den Auftrag der Königin glücklich ausführen, so muß ich Pukes Herz kennen. Aber gleichviel, die Königin will — ich gehorche. Darf ich Sie bitten, mich hier zu erwarten?"

Als Wrangel sich in's nächste Zimmer hinaus begab, ließ er die Thüre halb offen hinter sich.

Alma begriff zwar nicht recht, warum er sie gebeten hatte, zu bleiben; aber die Art, wie er sich

ausdrückte, machte in ihr augenblicklich den Gedanken rege, daß Puke um den Weg sein müsse.

Jede Ahnung hat eine Stille in unserem Innern, in unserer Seele und in unserem Herzen zur Folge. Wir wollen gleichsam in beiden lauschen, ob nicht unsre eigene Ahnung noch etwas mehr zu erzählen habe, als das, worüber sie im ersten Augenblick einen geheimnißvollen Wink gibt.

Alma's Gedanken machten einen förmlichen Stillstand. Aber während man in sich selbst lauscht, lauscht man auch auf das, was um uns her vorgeht. Das Aeußere und das Innere verschmelzen in Gedanken.

Sie hörte, daß Wrangel durch den äußeren Saal ging, daß er die Thüre in ein jenseits desselben gelegenes Zimmer öffnete, daß er sich hinein begab, und daß er auch die Thüre zu diesem Zimmer offen ließ.

„Willkommen wieder im Vaterland, Puke!“ hörte sie Wrangel sagen. „Kommen Sie in meine Arme; ich war doch Ihres Vaters bester Freund.“

Alma hatte ein wundersames Gefühl der Verwirrung.

„Als ich Ihren Brief erhielt,“ antwortete Puke, „war es mir unmöglich, länger zu zögern.“

Wrangel und Puke waren also alte Bekannte. Das war Etwas, was Alma vorher nicht gewußt hatte.

„Aber ich war doch nicht der Erste, der Ihren Besuch empfing,“ fuhr Wrangel fort. „Nun, nun, ich kann nicht verlangen, daß ich Ihnen zunächst am Herzen liege.“

Wrangel sprach laut und deutlich. Alma fragte sich, ob er das wohl mit Absicht thue; wollte er, daß sie hörte, was er sagte?

„Sie sind in Drottningholm gewesen, Sie haben Audienz gehabt.“

„Das ist wahr, Baron.“

„Sie haben Fräulein Creutz getroffen.“

„Ich war so glücklich; das versöhnte mich wieder mit dem ganzen Leben.“

Obschon ganz allein, wurde Alma bald roth, bald blaß.

„Und dennoch haben Sie ihren Bruder gefordert?“

„Sprechen Sie nicht davon; es thut mir leid, aber es mußte geschehen.“

Pukes Stimme veränderte sich beinahe, als er diese Antwort gab. Sonst so klar und wohlklingend, wurde sie jetzt hart und kalt.

„Aber Sie dürfen sich weder mit ihm noch mit Herrn von Röhr schlagen. Lesen Sie diesen Brief — er ist von der Königin.“

Puke las:

„Wenn irgend Jemand Einfluß auf die Menschen hat, so sind Sie es, Baron. Ich kann mich deßhalb in einer unangenehmen Geschichte, die hier vorgekommen ist, an Niemand besser wenden, als an Sie. Man hat mir heute einen Capitän Puke vorgestellt. Bei dieser Gelegenheit wurde er von dem Grafen Creutz bei der Leibgarde und von Herrn von Röhr beleidigt, und man hat mir später gesagt, daß er Beide gefordert habe. Nun aber interessirt mich Puke und auch noch eine andere Person. Das

Duell darf nicht stattfinden. Suchen Sie es abzuwenden. Wenn Sie Puke nicht schon vorher kennen, so will ich Ihnen sagen, daß er ein Mann ist, der die Achtung und Freundschaft Aller verdient. Er hat mir ein Recht gegeben, über sein Leben zu gebieten; befehlen Sie ihm deßhalb zum Anfang, daß er sein Leben schone. Ich dachte mich in dieser Sache zuerst an den Grafen Hard zu wenden, der Puke sehr schätzt; aber Hard ist ebenfalls Krieger, und ich fürchtete, er möchte nicht auf meine Ansicht eingehen. Thun Sie Alles was Sie können, Wrangel.

Ich zeichne

Ihre wohl affectionirte

L. U."

Puke gab den Brief zurück. Mit ungekünstelter, aber männlicher Ruhe wandte er sich gegen Wrangel. In seinem Gesicht bewegte sich keine Muskel. Ein einziger Wille erfüllte seine Brust, erfüllte seine Seele.

„Die Königin," sagte er, „wird immer das Recht haben, über mein Leben zu gebieten; aber keine Königin auf Erden wird je ein Recht haben, über meine Ehre zu gebieten. Sie ist mein einziger Reichthum, mein Fideicommiß, von dem ich hoffe, daß es niemals aus meiner Familie gehen wird. Aber ich habe andere Dinge mit Ihnen zu besprechen, Herr Baron."

Die Antwort war unzweideutig, aber Wrangel wollte seine Absicht nicht aufgeben. Er hatte einen ganz geraden und nahen Weg zu seinem Herzen, und er beschloß, ihn auf diesem anzugreifen.

„Immer gleich unerschütterlich und starrköpfig," bemerkte er also. „Uebersehen Sie vielleicht die Güte der Königin gegen Sie? übersehen Sie, daß auch . . . noch eine andere Person . . . sich für Sie interessirt?"

„Ein Mann, der wie ich allein steht, muß hier seine Selbständigkeit fürchten, weil er mit ihr doch immer Etwas, ohne sie aber gar Nichts ist. Die Güte der Königin rührt mich, kann mich aber von meinem Entschluß nicht abbringen. Und handelt es sich um meine Ehre, so gibt es keine „„andere Person."" Lassen Sie uns jetzt den Gegenstand abbrechen, Baron. Die Sache ist unangenehm genug, ohne daß man sie noch durch langes Gerede davon zu verschlimmern braucht."

Alma sank auf einen Stuhl nieder. Ein Gefühl von Stolz und Mißvergnügen zugleich regte sich in ihr. Sie fühlte, daß sie als Mann ebenso geantwortet haben würde, und doch verdroß es sie als Weib.

Wie sie seine Worte auffaßte, schien es ihr, als habe er sagen wollen: Zuerst meine Ehre, dann meine Liebe!

Pukes Gedanken beschäftigten sich mit ganz andern Dingen. Vom Grafen Hard wissen wir, daß oft eine tiefe Schwermuth sich seiner bemächtigte. So gelassen und ruhig er unter Andern schien, so düster war er zuweilen. Sein Leben war auch nicht in lachenden Gefilden dahin geflossen; es hatte sich gleich einer Woge über Klippen herab gestürzt. Die freundschaftlichen Verhältnisse, die zwischen Wrangel und seinem Vater stattgefunden hatten, überzeugten

ihn, daß Wrangel auch der einzige Mann war, der ihm manchen bis jetzt nicht aufgehellten Umstand erklären konnte. Aber nicht blos das. Wrangel war auch derjenige, der von dem Augenblick an, wo er das Vaterland verlassen, freiwillig und mit Aufopferung eine für ihn höchst wichtige Rolle übernommen hatte. Puke ging einmal im Zimmer auf und ab. Das Schreiben der Königin und ihr Vorschlag, das Duell rückgängig zu machen, hatte seinen Gedankengang kaum einen Augenblick unterbrochen. In seiner Seele drängten sich große Fragen, Fragen, die für sein ganzes Leben von unendlicher Wichtigkeit waren; man sah diese in dem strengen Ernst, der über seiner Stirne ruhte, der ein so tiefes Düster in seine Augen legte und seine Wangen bleichte. Auf einmal blieb er vor Wrangel stehen.

„Herr Baron," sagte er, „meine Ehre verlangt, daß ich mit zweien meiner Jugendbekannten, ich kann nicht mehr sagen Jugendfreunde, einen Waffengang mache. Den Erfolg kann Niemand vorhersehen. Ich habe vielleicht nur noch wenige Stunden zu leben. Zur Sache also, Herr Baron. Sie wissen, was sich zugetragen hat, ehe ich mein Vaterland verließ, und was mich sogar gezwungen hat, es zu verlassen. Das Leben meines Vaters hat ein für mich noch immer unaufgeklärtes großes Geheimniß im Hintergrund. Ich bin überzeugt, daß, wenn irgend Jemand davon weiß, Sie es sind. Mein Vater sagte oft, daß ich, wenn einmal die Zeit käme, von Ihnen alle erforderlichen Aufschlüsse bekommen könnte. Unter Versicherungen, daß er ein getreuer und wahrer Patriot sei, bat er auch, niemals die

Redlichkeit seines Wandels zu bezweifeln, im Fall ich je das Gegentheil flüstern hören sollte. Genug, ich schloß hieraus und aus dem, was er mir sonst manchmal erzählte, daß das Geheimniß von schrecklicher Art sein müsse. Mit Achtung vor seinem Willen, mit kindlicher Rührung mich vor dem empfindlichen Ehrgefühl beugend, das ich so oft bei ihm entdeckte, wagte ich's nie, ihn auch nur mit einem einzigen Wort ausforschen zu wollen; im Gegentheil erblickte ich darin eine Mahnung, mich, meinem eigenen Urtheil zum Trotz, blindlings seinen Wünschen zu unterwerfen, weil ich beständig fürchtete, auf irgend einen Umstand zu stoßen, der seinen Schmerz und seine Unruhe wecken könnte. Unter solchen Umständen kam ich, Sie dürften sich selbst noch erinnern, vor ungefähr fünf Jahren hier in der Hauptstadt an. Sie wissen, Herr Baron, daß ich bei Major Brandting wie ein Sohn empfangen wurde, Sie wissen, daß mein Vater bald darauf verlangte, ich solle Marie, die Tochter des Majors, heirathen, Sie wissen, wie sehr mir das mißbehagte, wie mein Vater mich zuletzt nur dadurch für den Vorschlag gewinnen konnte, daß er mir erklärte, nur mein Gehorsam könne ihn vor dem größten Unglück retten, nämlich der Aufdeckung älterer Verhältnisse, wovon seine Ehre, ja sogar sein Leben abhänge.

Was Puke erzählte, waren für Alma schmerzliche Enthüllungen. Jedes Wort schnitt ihr in die Seele. Sie war mit ihrem Bruder auf einem der in Smaland gelegenen Güter ihres Onkels, des Reichsraths Ehrenpreuß, erzogen worden. Die ganze Nachbarschaft bestand aus dem alten Herrn von Röhr, dem

reichsten Gutsbesitzer der Gegend, und dem alten Puke, einem verabschiedeten Militär; aber von diesen hatte jeder einen Sohn, und so kam es, daß Alma und ihr Bruder mit dem jungen Röhr und dem jungen Puke ein Quartett bildeten, das in die sonst öde Gegend einiges Leben brachte. Puke — Bruder Johann, wie er damals gewöhnlich genannt wurde — stand von dieser Zeit an noch immer als Held in der Zauberwelt ihrer Kindheitsträume. Sie erinnerte sich zwar des Tages, wo er die Heimath verließ und sich in die Hauptstadt begab; sie hatte auch den Tag nicht vergessen, wo man ihr meldete, er sei in's Ausland gereist, um fremde Dienste zu nehmen, aber mehr hatte sie niemals erfahren. In ihrer Seele wurde Puke noch immer von ihren schönsten Jugendillusionen umschwebt.

Die Gedanken dagegen, die jetzt in ihr aufstiegen, erhoben sich wie Nebel vor ihrem Geist; sie bedeckte ihr Gesicht mit der Hand und sank in den Stuhl zurück.

„Wie ich mit mir selbst gerungen habe," fuhr Puke fort, „um meines Vaters Willen auszuführen, das können Sie erst jetzt beurtheilen, wo ich das Recht habe, Ihnen zu sagen, daß ich eine Andere liebte.

Dieses Bekenntniß von Puke's eigenen Lippen flog wie ein Feuer durch Alma's Adern; sie lächelte, sie erröthete, sie richtete sich auf, sie sank wieder in den Stuhl zurück.

Wrangel ging auf und ab. Einige Male warf er einen unruhigen Blick in das Zimmer, wo Alma war; sonst aber schien er sie zu vergessen. Andere

Gedanken beschäftigten ihn. Auf der einen Seite besaß er zu viel Herz, um nicht den Schmerz mitzufühlen, der sich in jedem Wort Puke's aussprach, zumal da er zugeben mußte, daß es Wahrheit war und ohne alle Uebertreibung; aber auf der andern Seite war er dennoch durch das Leben und seine Erfahrungen dermaßen abgehärtet und, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, innerlich so ausgebrannt, daß er sein Gefühl nicht allzu stark auf sich einwirken ließ. Mit der ruhigen Zuversicht des Weltmannes senkte er seinen Blick in die Tiefe von Puke's Herz hinab, mit dem Selbstvertrauen eines Physiognomen belauschte er jede Veränderung in seinen Gesichtszügen, und mit dem Scharfsinn des Menschenkenners berechnete er den Werth eines Mannes, der in den gewöhnlichen Gefahren des Lebens, in manchem Kampf auf Leben und Tod überzeugende Proben von unerschütterlicher Ruhe und mannhafter Entschlossenheit abgelegt hatte, obschon er in Allem, was sein inneres moralisches und psychisches Wesen betraf, von einer glühenden Leidenschaft, von einer hinreißenden Gewalt, von der großen Macht eines wahren Selbständigkeitsgefühls befeuert wurde.

Dieser Mann, dachte daher Wrangel, muß unserer Partei angehören.

Entwickeln sich die Ereignisse so, wie ich es ahne, so wird er unser Kampfschwert.

In seiner nie rastenden Seele suchte er also bereits nach Mitteln, um ihn an die Interessen der Partei zu fesseln, wobei er jedoch nicht übersah, daß ein Charakter wie Puke sich nicht durch Worte über-

reden und verleiten läßt, sondern durch Bande, die er sich selbst auflegt, festgehalten werden muß.

„Ich bin," fuhr Puke fort, „in mein Vaterland zurückgekehrt, aber nicht, um das Geheimniß meines Vaters zu erforschen, nein! Er hat mir gesagt, daß Sie es mir offenbaren würden, wenn einmal die Zeit käme. Ich begnüge mich damit, ich begnüge mich, wenn diese Zeit auch nie eintrifft, denn ich ehre die Geheimnisse meines Vaters, selbst wenn sie mit ihm sterben.

Alma konnte kaum Athem holen. Man konnte sagen, ihr Herz habe aufgehört zu schlagen. Sie war nur noch ein lauschendes Ohr.

„Die Ungleichheit zwischen meiner Frau und mir, ihre Kälte und mein Feuer, ihr regelrechtes, steifes Wesen und mein glühendes Gefühl, das war es, was uns von einander schied. Ebenso wohl durch eigene Neigung, als durch Rücksichten auf ihre Ruhe weit, weit von ihrer Seite hinweg gejagt, erlitt ich, ferne von ihr, vielleicht noch größere Qualen, als in ihrem Umgang. Aber der bittere Kelch war einmal gefüllt, und es war meine Pflicht ihn als Mann zu leeren. Der wilde Krieg, an dem ich Theil nahm, wie armselig war er nicht gegen die Kämpfe, die ich mit mir selbst auszufechten hatte! Doch gleichviel. Sie starb, und ich war erhört, ich war frei, ich konnte wieder athmen, konnte Alles vergessen, nur nicht die Erinnerung, die mir meine Handlungsweise vorwarf, und die Hoffnung, die auf ewig in die Nacht hinabgegangen war. So durfte es jedoch nicht immer bleiben. Meine zerfleischte Brust sollte noch stärker durch ein Gefühl zerwühlt werden, das tiefer war,

als alle vorhergehenden. Aus Ihrem letzten Brief erfuhr ich erst, daß meine Frau in ihrer Todesstunde mir einen Sohn geschenkt hatte. Ich will nicht von den Vorwürfen reden, die ich mir jetzt machte. Meine Frau und ich, wir hatten einander allerdings nie geliebt; aber ich hatte doch Pflichten gegen sie, und hatte ich diese so erfüllt, wie ich sollte? Sie war gestorben, während sie mir einen Sohn gebar. Wer stand dabei an ihrer Seite? Ich nicht, sondern fremde Leute. Fremde Personen empfingen ihren letzten und des Neugebornen ersten Blick auf Erden. Aber Frieden mit ihr, Frieden dort oben und auch hienieden! Ich bin jetzt wieder hier. Meine Brust überwallt von Unruhe, bis ich meinen Sohn gesehen habe. Wo ist er, Herr Baron? Er befindet sich in diesem Haus, nicht wahr? Sie wurden ihm, was ich sein sollte, ein Vater? Führen Sie mich zu ihm. Ich will ihn ein einziges Mal an meine Brust drücken, um sodann mit Creutz und Röhr meine Rechnung abzuschließen, vielleicht auch mit dem ganzen Leben."

Je mehr Puke von seinem Gegenstand hingerissen wurde, um so tiefer wurde sein Gefühl. Es war das erste Mal, daß er einem Andern die Quelle seines Herzens, den Himmel und die Erde seines Lebens erschloß; das erste Mal, daß er über die Abgründe in seinem Innern, über die darin verwahrten Denkwürdigkeiten aus einer Zeit, die jetzt auf immer für ihn verschwunden war, Auskunft ertheilte. Wir haben gehört, daß er dabei von einem Vorwurf gejagt und gehezt wurde, wie der Reiter in der Sage Tag und Nacht von einem Gespenst gejagt wird. Gleich den Hufen vom Rosse des Reiters tönten auch

die Schläge seines Herzens immer rascher, schlugen seine Pulse immer hastiger.

Wrangel bemerkte die innere Aufregung seines Freundes nur allzu gut; in solchen Essen suchen politische Spekulanten häufig ihr Eisen zu schmieden.

Alma lauschte nicht mehr: sie lebte sich mit ihrem ganzen Wesen in Pukes Stimmung hinein; sie hörte seine Pulse klopfen, sie empfand die Gluth, die sein Inneres verkohlte.

„Sie wissen, wo mein Sohn ist, Baron Wrangel," wiederholte Puke; „lassen Sie mich ihn umarmen."

Wrangel zögerte einen Augenblick mit der Antwort; dann wandte er sich hastig gegen Puke.

„Sie sollen Ihren Sohn treffen, Kapitän; aber lassen Sie mich einen Augenblick allein; haben Sie die Güte und treten Sie in dieses Zimmer hier."

Als Puke hinausging, verschloß Wrangel die Thüre hinter ihm.

Ob wohl Wrangel bereits auf das Zusammentreffen speculirt hatte, das jetzt stattfinden mußte?

Alma sank vor Schreck beinahe in die Erde. Hätten ihre Füße ihr nicht den Dienst versagt, so würde sie geflohen sein. Sie schämte sich und war zugleich bang; sie schämte sich, ihn gehört zu haben und war bang vor seiner Erscheinung.

Puke kam immer näher, er öffnete die Thüre, ihre Blicke begegneten sich. Nur ein Ausruf der Ueberraschung kam über seine Lippen: im nächsten Augenblick lag er zu ihren Füßen.

Gleich als wäre die innerste Feder ihrer Seele angeschlagen, gewann Alma jetzt ihre ganze Stärke

wieder. Sie richtete sich auf, ging aber nicht weg. Blaß wie eine Lilie stand sie da.

„Es ist also wahr, mein Fräulein," sagte Puke, als die erste Ueberraschung vorüber war, „Sie haben meine ganze Beichte mit angehört?"

Alma stammelte eine Bejahung.

„Ich danke Gott dafür," fuhr Puke fort. „Als ich mich verheirathete, bat ich meinen Vater, Sie darüber in Unkenntniß zu lassen; Ihre Familie bekümmerte sich ohnehin Nichts um mich und nahm nicht die mindeste Notiz von mir. Dem Himmel sei Dank, daß Sie mein Sündenbekenntniß gehört haben. Ich habe frei, unverblümt, offen gesprochen, und ich preise mich glücklich, daß ich nicht wußte, daß Sie mich hörten. Fräulein Alma," fügte er dann hinzu, indem er in ihre Augen aufschaute, „es ist schon lange her, daß wir einander nicht mehr gesprochen haben."

Alma's Brust hob und senkte sich. Sie war wie eine Wasserwoge nach einem Sturm. Seine Gegenwart, seine Sprache, seine ganze Art und Weise, Alles wirkte von Neuem so einnehmend auf sie. Sie fühlte weder Scham noch Furcht, und gleichwohl irrte ihr Blick erschrocken und unruhig umher. Ihr Gefühl hatte ein ganz anderes Leben und Wesen angenommen; sie empfand jetzt ein wonniges Behagen, aber ein Behagen, vor welchem sie zitterte. Kaum noch war sie erblaßt, jetzt erröthete sie.

„Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich ganz aufrichtig mit Ihnen spreche?"

„Sprechen Sie, Johann, sprechen Sie!"

Sie nannte ihn bei seinem Vornamen. In

diesem Augenblick vergaß sie die fünf Jahre, die verstrichen waren. Sie weilte in ihren Gedanken wieder auf dem Lande, wieder in ihrem Geburtsort, wieder im herrlichen Schooße einer schönen Natur, an der Seite des ersten Freundes ihrer Kindheit.

„Sie haben mein Bekenntniß gehört. Sie wissen, was ich durchgemacht habe, wissen, daß ich verheirathet war, daß ich einen Sohn besitze; aber Sie wissen auch, daß ich vorher eine andere Person mehr als Alles in der Welt liebte, Sie wissen, daß ich meine Gedanken nicht von den schönsten Träumen meines Jugendlebens loszureißen vermochte: von dieser wunderbaren, zauberreichen, kleinen Welt, die den Jüngling entzückte und noch jetzt den Mann hinreißt, die aber auch nicht aus einem Chaos hervorgegangen ist, sondern aus Ihrem reichen Herzen, das gleichsam durch ein aus einem Rosenkelch ertönendes Werde geschaffen worden. Verzeihen Sie mir, mein Fräulein; aber Ihre Gegenwart schlägt alle Saiten in meiner Seele an, und ich fühle Töne der lieblichsten Harmonie durch eine Brust strömen, worin fünf lange Jahre hindurch nur Disharmonien geklungen haben. Lassen Sie mich Ihnen nur ein einziges Mal sagen, daß ich Sie mit der ganzen Kraft eines Mannes liebe. Lassen Sie mich ein einziges Mal Ihre Hand drücken, ein einziges Mal recht aufrichtig in Ihr Auge schauen . . . so, so . . . jetzt mögen die Thüren hinter meiner Seligkeit zusammenstürzen. Wie Prometheus das Feuer vom Himmel stahl, so habe ich eine Erinnerung herausgestohlen, und ich werde jetzt, wie er, ruhig den

Urtheilsspruch ertragen, der gefällt wird, er laute wie er wolle.

Aber auf einmal erhob er sich von seinem Platze.

„Es ist wahr,“ sagte er, „man hat mir gesagt...“

„Sie sind so heftig, Puke,“ bemerkte sie. „Was hat man Ihnen gesagt?“

„Daß Sie mit Röhr verlobt seien.“

Alma ergriff seine Hand.

„Dies ist doch wohl nicht der Grund, warum Sie sich mit ihm schlagen wollen, Puke?“

„Das Gerücht ist also wahr?“

„Beantworten Sie zuerst meine Frage.“

„Nun wohl, mein Fräulein, nein, tausendmal nein! Ich habe ihn darum gefordert, weil er mich beleidigt hat, und aus keinem andern Grund. Ich habe ja auch Ihren Bruder gefordert, und gleichwohl würde mir Alles gebieten, ihn eher zu schonen, als anzugreifen. Er ist ja Ihr Bruder.“

„Und Sie gedenken Ihren Vorsatz auch auszuführen und sich mit Beiden zu schlagen?“

„Das ist mein unveränderlicher Entschluß. Was diese Herren mir nicht freiwillig geben wollen, ihre Achtung, muß ich ihnen abzwingen.“

„Aber, mein Gott, Sie können sie ja tödten.“

„Fürchten Sie für Röhr's Leben?“

„Ihre Frage ist eine Anklage, Puke, aber ich verzeihe sie Ihnen. Als Schwester und Freundin kann ich das Recht haben für alle drei zu fürchten.“

„Dann seien Sie ohne alle Furcht, mein Fräulein: Sie werden nur für einen Einzigen zu fürchten brauchen.“

„Wie können Sie das mit solcher Bestimmtheit

versichern? Das Duell ist ein Hazardspiel, dessen Ausgang Niemand weiß."

„Ist man seines Armes und nicht minder seiner Waffen sicher, so ist man auch im Zweikampf kein willenloses Werkzeug des Zufalls. Seien Sie deßhalb ruhig, mein Fräulein."

„In welcher Beziehung könnte ich ruhig sein?"

„Sie werden weder für Ihres Bruders noch für Röhr's Leben zu fürchten haben."

„Also . . ."

Alma vermochte nicht fortzufahren.

„Erinnern Sie sich des Schweizers," fuhr Puke fort, „der sich auf eine feindliche Linie vorstürzte, mit einer Umarmung ihre Spieße umschloß und sie in seine Brust drückte? Lieber tausendmal sterben als Ihnen einen einzigen Kummer verursachen."

„Also . . . wollen Sie sagen . . . gedenken Sie Ihr eigenes Leben auf's Spiel zu setzen?"

„Für Sie . . . ja."

Alma ließ ihren Kopf sinken. Ihre Brust hob sich. Sie war in ein Labyrinth gerathen, aber obschon es nicht finster war, sondern strahlend und hell, wußte sie doch nicht, wie sie sich herausfinden sollte. Nie hatte das Geheimniß, das so lange in der Tiefe ihres Herzens geblüht, offener und klarer vor ihr gelegen, und doch wollte kein Wort davon über ihre Lippen.

Sie war in diesem Augenblicke — mehr als je — blos ein schwaches Mädchen.

Puke's Blick flog auf einmal über zwei Welten: die eine voll von Sonnenlicht und Seligkeit, die andere noch voll von mitternächtigem Dunkel und Kum=

mer. Aus Gehorsam gegen den Willen seines Vaters hatte er schon vor mehreren Jahren der ersteren entsagt und die letztere betreten, obschon die Vorsehung jetzt, nach harten Prüfungen, wieder alle beide offen vor ihn legte. Aber die Wahl war auch jetzt noch weniger als das erste Mal in seine Hand gegeben. Das Gerücht hatte ihm gesagt, daß Alma sich einem Andern hingegeben habe. War es wirklich so oder nicht? Er wußte es nicht; er glaubte und zweifelte zugleich. Aber die Leidenschaft hat ihre plötzlichen, launenhaften Regungen; er beugte sich zu ihr hinab, er schaute in ihr Gesicht, und er glaubte hinter der jungfräulich scheuen Bewegung, die sich bei ihr zeigte, einen Strahl sich entgegenschimmern zu sehen, einen Strahl, der neue Hoffnung in seine Seele goß.

„Alma," flüsterte er.

Alma fuhr zusammen. Sie sah, daß Puke seine Hand gegen sie ausstreckte, und sie ergriff dieselbe.

„Darf ich Sie um eine einzige Sache fragen," fügte er hinzu, „blos um eine einzige?"

„Fragen Sie, Johann."

„So sagen Sie mir aufrichtig, lieben Sie Röhr?"

„Nein, Puke, nein, nein!"

„Sind Sie mit ihm verlobt?"

„Nie, nie! Das Gerücht ist grundlos. Ich weiß, daß er solche Absichten hegt, aber er hat sich noch nicht einmal erklärt."

„Er ist reich."

Alma heftete einen drohenden Blick auf Puke.

„Aller Reichthum der Welt in der einen Wage

wiegt mein Gefühl in der andern nicht auf. Alles mag vielleicht feil sein, aber Eines wird es nie..."

„Und das ist . . .?"

„Die Liebe des Weibes."

„Aber Sie schienen von der Furcht für sein Leben so aufgeregt."

„Ich habe nicht gesagt, daß ich für ihn fürchtete."

Alma lächelte: ihr Herz war es, das ihr ganzes Wesen erhellte, und dessen Strahl auf ihren Lippen schimmerte.

„Sie wollen also," fuhr sie fort, „daß ich Ihnen sagen soll, für wessen Leben ich hauptsächlich fürchtete?"

„Wenn man, wie ich, lange Jahre im Finstern, in einem Gefängniß des Kummers gelebt hat, so zweifelt man an dem Tag, der Einen unvermuthet anlächelt, an der Seligkeit der wiedergewonnenen Freiheit. Die Ahnung — wissen Sie — geht der Wirklichkeit voran, aber darf man darum glauben, daß die Wirklichkeit auch immer der Ahnung folge? Für wen fürchteten Sie, für wen sind Sie hierher gekommen, für wen . . .?"

Alma faßte Muth. Puke's Zweifel verletzte sie nicht, es lag im Gegentheil etwas Schwärmerisches und Liebliches darin.

„Für wen?" wiederholte sie, „für wen anders, als für Sie, Puke?"

„Alma, Sie wollten, daß ich von einem Vorhaben abstehen sollte, das mir durch meine Ehre geboten ist?"

„Ich dachte nicht an Ihre Ehre, ich dachte an Ihr Leben."

„Ein Leben ohne Ehre . . .“

„Sie stellen Ihre Ehre höher als Ihre Liebe?

„Eine Liebe ohne Ehre . . .“

„Aber welche Ehre können Sie durch eine Thorheit gewinnen?“

„Das Duell ist nicht meine Thorheit, es ist eine Thorheit der Zeit, der Generation, der Welt.“

„Und darum, weil die Welt diese Thorheit heiligt, soll die Liebe dem blinden Ungefähr hingeopfert werden? Ist das Liebe?“

„Alle Liebe, die nicht auf der Grundlage der Achtung ruht, ist ein Verbrechen oder eine Schwachheit.“

„Lassen Sie uns nicht länger rechten. Handeln Sie wie Sie wollen, handeln Sie frei. Vielleicht hat der Mann Pflichten, die wir Weiber nicht recht begreifen. Erfüllen Sie deßhalb das Gebot der Ehre — ein Mann ohne Ehre — ich verstehe Sie wohl — ist blos der Schatten eines Mannes. Aber versprechen Sie mir Eines . . . stellen Sie sich nicht blos . . . denken Sie . . . denken Sie . . .“

„An wen soll ich denken?“ fiel Puke ein. „Sagen Sie mir's, an wen?“

„Zweifler,“ flüsterte Alma, „an mich.“

Das Entzücken ist ein Blitz. Puke sprang, getroffen von seiner wunderbaren, blendenden Macht, auf. Alma verbarg ihr erröthendes Gesicht an seiner Brust.

Wie ein Harfenton im Haine erstirbt, wie ein Stern über das blaue Firmament hineilt, so leuchtete und verschwand ein Augenblick vom Leben der beiden Liebenden.

Es war ein Augenblick, dessen flüchtiger Fuß

keine Spur auf der Erde zurückließ, aber vor dessen wehendem Flügelschlag eine ganze Welt von Seligkeit in ihnen erblühte.

Gleich einem Eliaswagen trägt uns die Liebe über das gewöhnliche Leben hinweg, erhöht uns in Licht und Wonne.

Als sie wieder zu sich kamen, stand ein kleiner Junge an ihrer Seite.

„Papa," rief er, „Papa!"

Puke nahm ihn auf seine Arme, hob ihn empor und betrachtete ihn mit freudiger Zärtlichkeit und Liebe.

„Das ist er," sagte Puke. „Beim Himmel, er ist's."

Es war ein Vater, der zum ersten Mal einen Sohn in seinen Armen hielt. Der Junge schmiegte sich so innig und vertraulich an ihn — er schien lange auf diesen Augenblick gewartet zu haben.

„Alma," flüsterte Puke, „wir haben einen Zeugen gehabt."

„Sie haben mehr als nur Einen gehabt," bemerkte Wrangel, indem er vortrat. „Möge die Vorsehung mit Ihnen sein!" fuhr er fort. „Schon vor vielen Jahren habe ich Ihre Neigung bemerkt, aber es stand mir nicht zu, den Gang der Ereignisse zu verändern. Alles geht inzwischen früher oder später seinem rechten Ziele zu. Sehen Sie hier, mein Fräulein," fügte er hinzu, „das ist meine Antwort auf den Brief der Königin: ich hoffe, sie wird befriedigend erfunden werden."

Wrangel faßte die Hände Beider.

„Ich habe ein Gefühl des Kummers, indem ich Ihr Glück betrachte."

Er schwieg einen Augenblick, ohne ihre Hände loszulassen.

Wichtige Ereignisse, große, tief in's Menschenleben eingreifende Ereignisse, die Ihnen noch unbekannt sind, finden sich im Leben Ihrer Eltern vor. Ich fürchte, sie möchten sich gleich Gespenstern aus ihren Gräbern erheben und zwischen Sie treten. Wollen Sie einen Rath von mir befolgen?"

„Gerne, gerne!"

„So lassen Sie Ihre Neigung für alle Andern noch ein Geheimniß bleiben, ohne daß sie in Ihnen selbst minder stark werde. Versprechen Sie das? Ich werde über Sie wachen."

„Wir versprechen."

„Im Namen Ihrer Eltern lege ich dann Ihre Hände zusammen und segne Sie."

„Amen!" ertönte eine Stimme, „Amen!"

Es war Forbus, der an der Thüre stand und das feierliche Wort aussprach.

Ein wenig hinter Forbus stand Lars Larsson.

Beim Anblick Puke's ging eine sichtliche Veränderung mit ihm vor. Beständig ernsthaft, wie der schwedische Bauer gewöhnlich ist, wurde er es jetzt in doppeltem Maße. Seine Augen stierten, sein Blick wurde immer schärfer und bestimmter. Puke zog seine ganze Aufmerksamkeit, um nicht zu sagen Verwunderung auf sich. Aber kein Wort kam über seine Lippen — er betrachtete ihn blos unter dem tiefsten Schweigen.

keine Spur auf der Erde zurückließ, aber vor dessen wehendem Flügelschlag eine ganze Welt von Seligkeit in ihnen erblühte.

Gleich einem Eliaswagen trägt uns die Liebe über das gewöhnliche Leben hinweg, erhöht uns in Licht und Wonne.

Als sie wieder zu sich kamen, stand ein kleiner Junge an ihrer Seite.

„Papa," rief er, „Papa!"

Puke nahm ihn auf seine Arme, hob ihn empor und betrachtete ihn mit freudiger Zärtlichkeit und Liebe.

„Das ist er," sagte Puke. „Beim Himmel, er ist's."

Es war ein Vater, der zum ersten Mal einen Sohn in seinen Armen hielt. Der Junge schmiegte sich so innig und vertraulich an ihn — er schien lange auf diesen Augenblick gewartet zu haben.

„Alma," flüsterte Puke, „wir haben einen Zeugen gehabt."

„Sie haben mehr als nur Einen gehabt," bemerkte Wrangel, indem er vortrat. „Möge die Vorsehung mit Ihnen sein!" fuhr er fort. „Schon vor vielen Jahren habe ich Ihre Neigung bemerkt, aber es stand mir nicht zu, den Gang der Ereignisse zu verändern. Alles geht inzwischen früher oder später seinem rechten Ziele zu. Sehen Sie hier, mein Fräulein," fügte er hinzu, „das ist meine Antwort auf den Brief der Königin: ich hoffe, sie wird befriedigend erfunden werden."

Wrangel faßte die Hände Beider.

„Ich habe ein Gefühl des Kummers, indem ich Ihr Glück betrachte."

Er schwieg einen Augenblick, ohne ihre Hände loszulassen.

Wichtige Ereignisse, große, tief in's Menschenleben eingreifende Ereignisse, die Ihnen noch unbekannt sind, finden sich im Leben Ihrer Eltern vor. Ich fürchte, sie möchten sich gleich Gespenstern aus ihren Gräbern erheben und zwischen Sie treten. Wollen Sie einen Rath von mir befolgen?"

„Gerne, gerne!"

„So lassen Sie Ihre Neigung für alle Andern noch ein Geheimniß bleiben, ohne daß sie in Ihnen selbst minder stark werde. Versprechen Sie das? Ich werde über Sie wachen."

„Wir versprechen."

„Im Namen Ihrer Eltern lege ich dann Ihre Hände zusammen und segne Sie."

„Amen!" ertönte eine Stimme, „Amen!"

Es war Forbus, der an der Thüre stand und das feierliche Wort aussprach.

Ein wenig hinter Forbus stand Lars Larsson.

Beim Anblick Puke's ging eine sichtliche Veränderung mit ihm vor. Beständig ernsthaft, wie der schwedische Bauer gewöhnlich ist, wurde er es jetzt in doppeltem Maße. Seine Augen stierten, sein Blick wurde immer schärfer und bestimmter. Puke zog seine ganze Aufmerksamkeit, um nicht zu sagen Verwunderung auf sich. Aber kein Wort kam über seine Lippen — er betrachtete ihn blos unter dem tiefsten Schweigen.

Einen Augenblick später führte der Läufer Ernst Fräulein Alma's Pferd vor die Haustreppe.

Wrangel's Equipage folgte.

Leicht und flink, wie ein junger Page, schwang sich Alma in den Sattel und lachte Puke aus, als er ihr helfen zu müssen glaubte.

„Zum Baron Pechlin!" rief Wrangel dem Kutscher zu, als er und Puke in dem Wagen Platz genommen hatten.

„Wir treffen uns in einer Weile," sagte Alma, während sie auf ihrem raschen Springer, gefolgt von Ernst, dahinflog.

Forbus und Lars Larsson wandelten allein die Straße hinan.

„Wohin gehen wir?" fragte Lars Larsson.

„Nach der holländischen Düne."

„Es ist wahr; aber das wollte ich eigentlich nicht fragen. Kannten Sie den Herrn, der mit dem Baron wegfuhr, Herr Pfarrer? Hieß er nicht Puke?"

„O ja."

„Puke . . . ja, ja, es konnte kein anderer sein."

Ohne sich weiter auf ein Gespräch einzulassen oder auf die Bemerkungen seines Begleiters zu achten, schritt Lars Larsson still und grübelnd an seiner Seite dahin. Er hatte etwas ganz Anderes zu denken bekommen.

Sechstes Kapitel.

Die holländische Düne.

Die holländische Düne lag in der Ecke der Osterlangstraße und der Brunnengasse.

Es war in der Abenddämmerung.

Der größere Theil der Reichstagsabgeordneten hatte sich bereits in der Hauptstadt eingefunden.

Die politischen Parteichefs hatten bereits angefangen, ihre Anhänger in verschiedenen Clubbs zu sammeln, ein Brauch, der zuerst beim Reichstag von 1734 in Schweden aufgekommen sein soll.

Der parlamentarische Vorpostenkrieg, der stets lebhafter und pikanter ist als der Krieg, d. h. als die Reichsversammlung selbst, hatte somit auch begonnen.

Alle, die mit der gegenwärtigen Lage der Dinge mehr oder weniger unzufrieden waren, hatten — man wußte nicht recht, von wem — einen Wink erhalten, daß sie in der holländischen Düne willkommen sein würden, wo sie, nicht in den gewöhnlichen Wirthszimmern, sondern eine Treppe hoch, Freunde und Bekannte finden würden.

Da die Abgeordneten noch nicht recht in ihre Reichstagsrollen eingewöhnt waren, so wurde der Zulauf sehr groß; es fanden sich viele Geistliche ein, noch mehr Bürger, vorzugsweise aber Mitglieder des Bauernstandes.

Schon früh am Abend und lange vor allen Andern hatte sich ein Bettler vor der Wirthshausthüre eingestellt.

Darin lag zwar nichts Ungewöhnliches: im Gegentheil, wo viele Menschen sich versammeln, da zeigen sich gewöhnlich auch Armuth, Bedürftigkeit und Noth. Vor den Thüren der Reichen stehen sie am häufigsten Wache.

Das geübte Auge der Stockholmer unterscheidet einen ankommenden Reichstagsabgeordneten sehr leicht von der eigenen Bevölkerung. Die Gäste sind so neu gekleidet, so sonntäglich aufgeputzt; sie gehen mit einer auffallenden steifen Bedächtigkeit einher und sehen sich so verwundert um.

Der Bettler, der stets aus dem Aeußeren des Menschen sein Inneres studiren muß, besitzt in dieser Beziehung einen nicht minder scharfen Blick, als jeder andere.

Vor jedem neuen Kunden, der in der holländischen Düne ankam, zog der arme Sünder seinen lumpigen Hut ab und streckte ihn mit einer Verbeugung vor; jeder Vorübergehende blieb stehen und gab ihm ein Scherflein.

Nichtsdestoweniger schaute der Bettler mitunter neugierig, beinahe listig um sich, als wollte er untersuchen, ob sich Jemand auf der Straße zeige oder ob sie leer sei; in letzterem Fall zog er aus seinem Hutfutter Papier und Bleistift hervor und machte größere oder kleinere Notizen, worauf er Beides vorsichtig wieder an dem alten Ort aufbewahrte.

Das Getöne hastiger Schritte, gefolgt von dem Geklirre bespornter Stiefel, schlug dabei an sein Ohr. Sogleich zog er sich die Brunnengasse hinab zurück, sichtlich in der Absicht, den Kommenden auszuweichen.

Zwei hohe Gestalten, die Leibtrabanten Wallen-

stjerna und Hermelin, kamen zum Vorschein. So bald sie ihre Pferde in den königlichen Stall gestellt, machten sie sich auf den Weg nach der holländischen Düne.

Drinnen in der Wirthsstube saß ein einsamer Gast. Eine große weiße Perücke mit Locken und Zopf bedeckte sein Haupt. Er schien vorzugsweise der Mann der Gegensätze zu sein. Die weiße Perücke kontrastirte mit der Jugendlichkeit seiner Bewegungen, seine Dickleibigkeit mit der Kürze seiner Taille, die große, hinausstehende Kupfernase mit dem sonst etwas blassen und magern Gesichte, wie auch seine dichten und buschigen Brauen mit den beweglichen Aeuglein, die darunter lagen.

In einem Armstuhl angelehnt, hatte der Mann bequem seine Füße ausgestreckt. Vor ihm stand eine Kanne Bier, wovon er mitunter behaglich nippte.

Je zahlreicher sich die Gäste im obern Stock versammelten, um so lauter wurde das Getrappel ihrer Füße und das verworrene Gemurmel ihrer Stimmen.

Der Mann vor der Bierkanne spitzte sichtlich mitunter seine Ohren, als wollte er durch die Wand hindurch erlauschen, was droben vor sich ging.

Mitunter öffnete er seinen Mund, um ein Gespräch mit dem Kellner anzufangen, aber da hörte er neues Getöse, und er legte sich wiederum auf's Lauschen.

In diesem Augenblick langten unsere zwei Leibtrabanten an.

„Erich, Johann, August!“ rief Wallenstjerna dem Kellner zu, „oder wie Du heißen magst, Polycarpus,

Chrysostomus, Arcadius oder Peregrinus; verzeih' mir, Freund, aber der Teufel mag alle Kellnernamen in der Welt wissen."

„Ich heiße Janne," antwortete der Kellner, „Janne!"

„Gut also, Janne! Schaff' uns einen warmen Trunk... aber tummle Dich... wir haben Eile... sag' einmal, Janne, haben sich droben schon Einige eingefunden?"

„Volles Haus, Herr, vollkommen voll."

„Gut gesprochen, Janne; jetzt spute Dich."

„Verlangen Sie's mit Cognac oder Rhum?"

„Mit Cognac, Dummkopf!"

Das Original am Bierkrug war inzwischen aufgestanden und hatte sich vorsichtig Hermelin und Wallenstjerna genähert.

Ein großer Plan lauerte in seinen kleinen Augen.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung," sagte er, während er unter wiederholten Bücklingen heranschlich, „die Herren sind Militäre, Offiziere?"

„Leibtrabanten, Herr, in des Königs Dienst. Was ist gefällig, wenn wir fragen dürfen?"

„Ich bin ein alter Mann, meine Herrn, bin noch nie in der Hauptstadt gewesen, bin mit einigen Reichstagsherren von Schonen gekommen, kenne keinen einzigen Menschen hier, nicht einmal eine einzige Straße, bin überdies jetzt von meinen liebenswürdigen Reichstagsschlingeln im Stich gelassen worden, weiß gar nicht, was ich anfangen soll, befinde mich in einer recht unangenehmen Lage, habe inzwischen immer hohen Werth auf Herrn vom Militär gesetzt, bin selbst eine Zeit lang Militär gewesen,

d. h. ich dachte eine Zeit lang daran, einer zu werden, aber da starb mein Vater, und ich wurde Gutsbesitzer statt Fähndrich, und verheirathete mich, statt am letzten finnischen Krieg Theil zu nehmen. Belieben die Herren ein Glas zu trinken . . . bitte, es mir zu gut zu halten . . . Kellner, eine Flasche Champagner! erlauben Sie, meine Herrn . . . ha ha ha!"

Hermelin und Wallenstjerna sahen bald einander, bald den wunderlichen Alten an.

„Meine Herrn, haben Sie die Güte und setzen Sie sich . . . verzeihen Sie einem alten Mann. Tummle Dich mit dem Champagner, Junge! So ist's recht . . . nein, nein . . . große Gläser, Freundchen, große Gläser, ha ha ha ha! Welcher schreckliche Lärm da oben . . . ich habe die Ehre, meine Herrn . . . Apropos, Militär, ist es wohl wahr, was man sich erzählt?"

Der Alte lächelte so freundlich und sah überhaupt so verbindlich und zuvorkommend aus, daß seine Neugierde, oder, wenn man so will, seine Naseweisheit selbst die skrupulösesten Leute, was unsere Leibtrabanten jedenfalls nicht waren, zumal wenn der Vorwitz sich mit Hilfe von Champagner breit machte, nicht verdrießen konnte.

„Ich sehe es Ihnen schon an, meine lieben Herrn, Sie schlagen das nicht ab; wer schweigt, der willigt ein . . . ha ha ha ha!"

„Um Verzeihung," bemerkte Hermelin, „aber was erzählt man denn? es dürfte nothwendig sein, uns das erst wissen zu lassen, bevor wir antworten."

„Sollten Sie die große Neuigkeit nicht gehört haben? Es ist wie ich sage, man weiß auf dem Lande mehr als in der Stadt. Ha ha ha! Ich will's also sagen; man . . ." er sah sich vorsichtig um . . . „man kann uns doch nicht hören . . .? Kellner, noch mehr Champagner, hörst Du, mehr Champagner . . . so, ja . . . jetzt ist er fort, ha ha ha . . . eine schlaue Art, um einen Kellner fortzubringen."

„Aber zum Teufel, mein Herr," begann Wallenstjerna, „lachen Sie doch nicht so viel, sondern sagen Sie uns lieber ganz einfach, was Sie meinen, daß geschehen sei oder geschehen soll . . . Wir wissen wahrhaftig Nichts."

„Die Neuigkeit, die Neuigkeit . . ."

„Ganz richtig, ja, die Neuigkeit, ganz richtig. Auf dem Land . . . in Schonen, von wo ich komme . . . erzählt man sich, aber es ist vielleicht nicht wahr, sondern leeres Gerede, ein gemeines Gerücht . . . aber hören Sie nur, welcher Lärm da oben!"

„Wahr oder nicht, was erzählt man sich?"

Der Alte ergriff sein Glas und stieß an, während er sich lächelnd und mit blinzelnden Augen verbeugte.

„Man erzählt sich . . . Ihre Gesundheit, meine Herrn . . . daß der Zusammentritt der Stände diesmal beinahe so viel bedeute als . . ." er sah sich noch einmal um . . . „als eine Revolution" *).

---

*) Solche Gerüchte wurden während der Freiheitszeit von den Parteien sehr oft ausgebreitet; sie gehörten zu den Mitteln, die sie gegen einander anwandten.

„Eine Revolution!“

„Still, meine Herrn, still . . . sprechen Sie jedenfalls nicht so laut. Trinken Sie doch . . . ich habe die Ehre... da ist noch mehr Champagner... darf ich einschenken?“

Jede Zeit birgt einen gewissen Gedanken, eine gegebene große Ansicht, eine Meinung in ihrem Schooße, und jeder Einzelne trägt, wenn er sich dessen auch nicht klar bewußt wird, nach Maßgabe seiner Mittel das Seinige dazu bei. Aber wenn diese Ansicht einmal zu einer verarbeiteten Meinung wird und die Massen gleichsam elektrisirt, so braucht nur noch das betreffende Wort ausgesprochen zu werden, und Jedermann wird von der Wahrheit getroffen, wie von einem Blitz, der aus der öffentlichen Meinung heraus zündet.

Hermelin und Wallenstjerna leerten ihre Gläser, konnten sich aber nicht recht von ihrer Ueberraschung erholen. Sie betrachteten bald einander, bald wieder den Alten, der eine Saite angeschlagen hatte, von welcher sie erst jetzt bemerkten, daß sie in ihnen selbst vollkommen gut gestimmt war.

„Nun ja,“ bemerkte Wallenstjerna endlich, „wenn so Etwas um den Weg sein sollte, so ist ein Trabant allzeit bereit . . . für oder wider, wie es sich nun gerade trifft . . .“

Hermelin trat seinem Kameraden warnend auf den Fuß.

Aber Wallenstjerna war nicht derjenige, der schweigen konnte, wenn er einmal auf einen Gegenstand gerathen war, der in seine eigene Gedanken hineinpaßte.

„So, man spricht in Schonen also von solchen Dingen,“ fuhr er fort; „hier oben weiß man von Nichts dergleichen.“

„Wirklich . . . ei ei . . . und gleichwohl erzählt man sich . . . hören Sie . . . man spricht da oben . . . man hört ganz deutlich eine Stimme . . . wir sind ja doch wohl in der holländischen Düne?“

„Wie Sie sagen, mein Herr, in der holländischen Düne.“

„Mir erzählte man, daß . . . daß . . . aber es ist sicherlich eitel Lüge . . . ha ha ha! Sonst erzählte man sich, daß der Rädelsführer der Revolution . . . Sie kennen wohl alle Leibtrabanten, Sie . . . daß der Rädelsführer der Revolution ein Leibtrabant sein solle . . .“

„Ein Leibtrabant . . . was zum Teufel schwatzen Sie . . . ein Leibtrabant . . .?“

„Ganz gewiß eine Lüge, meine lieben Herrn . . . ich bin es vollkommen überzeugt . . . eine baare Lüge . . .“

„Der Name, der Name . . .“

„Es gibt vielleicht nicht einmal Einen mit dem Namen, den man angegeben hat; wahrscheinlich Nichts als Sand, den man drunten in Schonen einander in's Gesicht wirft . . .“

„Der Name . . .“

„Er soll Wallenkamp heißen . . . Wallenberg . . . Ihre Gesundheit, meine Herrn . . . nein, nein . . . Wallenstjerna . . . ja so ist's.“

Wallenstjerna konnte den Schauder nicht unterdrücken, der ihm durch die Glieder fuhr, als er sei=

nen eigenen Namen hörte. Aber der Alte ließ ihm keine Zeit zu Einwendungen.

„Ferner sagt man," fuhr er fort, „daß hier ... in der Düne ... gerade hier ..."

„Nun ja?"

„Daß die Verschwörung hier ihr eigenes Kerngehäuse ... ihre Samenkapsel ... ihren Hauptclubb habe ... hören Sie, jetzt ist es still da oben ..."

Der Alte hatte inzwischen einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf die zwei Leibtrabanten gemacht. Was so Viele gleichsam in der Luft zu spüren meinten, aber keiner noch bei seinem rechten Namen zu nennen gewagt hatte, das sprach er ohne Weiteres aus, als handelte es sich um eine bloße Spielsache.

„Ich bitte um Entschuldigung," bemerkte Wallenstjerna, der sich gleichwohl von seiner Ueberraschung noch nicht erholt hatte, „darf ich fragen, wer Sie sind?"

„Ein Liebhaber von Revolutionen, meine Herrn ... sehen Sie ... ich bin beinahe unter Revolutionen aufgewachsen ... Sie kennen mich vielleicht nicht, aber die Gemeinde, worin ich wohne, ist, so weit mein Gedächtniß reicht, von revolutionären Bewegungen erschüttert worden."

„Von revolutionären Bewegungen?"

„Die Propaganda arbeitet unaufhörlich da."

„In einer Landgemeinde ... Sie setzen mich in Erstaunen ..."

„Das wundert mich nicht; die Sache ist die, daß wir ein paar ehrenwerthe Kirchenälteste gehabt haben,

und daß die übrigen Bauern sie nicht ausstehen konnten . . ."

„Nun . . ."

„Grund genug zu einer revolutionären Agitation in unsern Zeiten . . . ja, so ist's . . . ich bin ein Sohn großer Bewegungen, ein Kind kühner und verwegener Verschwörungen. Bedenken Sie, ein Kirchenältester . . ."

Die Ausdrucksweise des Alten, noch mehr aber sein Aussehen, seine Stimme und sein ganzer Schick hatten etwas so Ungekünsteltes, Gutmüthiges und Schwatzhaftes, daß unsere Leibtrabanten bald nur noch einen alten Bekannten in ihm erblickten, mit dem man über alles Mögliche reden könne.

„Sie glauben nicht, meine Herrn," fuhr der Alte fort, „wie sehr ich von einem Wunsche glühe."

„Lassen Sie hören."

„Zuerst müssen die Gläser gefüllt werden, dächte ich . . . Sie nippen ja blos, meine Herrn. In meiner Gegend thun die Herrn Offiziere herzhafter Bescheid in Champagner."

„Sie sagten, daß Sie von einem Wunsche glühen."

„Ganz richtig; ich weiß Nichts in der Welt, was ich so sehr wünsche, als daß ich Wallenstjerna's Bekanntschaft machen und dann . . . in den Clubb hier aufgenommen werden könnte . . . wissen Sie . . ."

Wallenstjerna schob den Tisch von sich.

„Sie wünschen es wirklich?"

„Mehr Champagner, Junge, mehr Champagner!"

„Ich bin im Fall, Ihren Wunsch erfüllen zu können," fuhr Wallenstjerna fort; „aber es thut mir

zum Voraus leid, daß Sie sich in allen Ihren Vorstellungen getäuscht finden werden. In den Clubb hier kann ich Sie einführen."

„Sie können das? Nun, Kellner, wo bleibst Du so lang mit dem Champagner?"

„Und was Wallenstjerna betrifft, so sehen Sie ihn hier vor sich."

Der Alte war in seinem ganzen Wesen zu natürlich, als daß Hermelin irgend einen Argwohn auf ihn werfen konnte; aber sein Instinkt sagte ihm doch, daß man ihn mit größerer Vorsicht behandeln müßte.

Wenn jedoch Wallenstjerna einmal Vertrauen zu Jemand gefaßt hatte, so halfen alle Warnungen nichts mehr.

In der Art, wie der Alte seinen Wunsch, ihn kennen zu lernen, aussprach, schien ihm eine so unverkennbare Achtung und Bewunderung zu liegen, daß er sich dadurch nicht blos geschmeichelt fühlte, sondern wirklich eine Art von Freundschaft für ihn faßte.

„Wenn Sie Lust haben," bemerkte er, „so gehen wir sogleich hinauf."

„Das letzte Glas, meine Herren, das letzte Glas!"

Mit Erlaubniß des Lesers gehen wir ihnen ins Clubbzimmer voran.

„Die Geschichte," sprach eine klare Männerstimme, „ist die eigentliche Grammatik der ganzen Mitzeit und Zukunft, die Grammatik des Lebens und der Entwicklung der Menschheit; ohne die Geschichte zu kennen, kann man die Sprache nicht verstehen, welche

die Zeit zu uns redet. Die Geschichte ist das große Lexikon der Völker: was wir nicht begreifen, können wir darin aufschlagen, und wir erhalten immer Antwort; es ist der vollständigste und sicherste Rathgeber: sind wir unentschlossen, was wir zu thun haben, so brauchen wir uns nur an dieses Buch der Bücher zu wenden, und wir erhalten einen Rath, dem wir voll Zuversicht folgen können."

Es war Höppeners männliche Stimme, die erklang.

Man hatte so eben eine Sitzung geschlossen, bei welcher die Frage über die Stellung der sogenannten freien Grundbesitzer, der Geistlichkeit, des Bürger- und des Bauernstandes zur Ritterschaft und zum Adel verhandelt worden war und verschiedene Ansichten sich geltend gemacht hatten.

Höppener war nicht der Mann, der einer Versammlung ein Stückchen von der vollen Wahrheit erließ. Die geschichtliche Wahrheit war für ihn ein Dogma, für welches er, wie für nationale Freiheit, gerne kämpfte, wenn auch als Märtyrer.

Um seine Ansichten klar zu entwickeln, hatte er das Wort ergriffen. Seine Augen strahlten, sein Herz klopfte.

„Das Stundenglas der souveränen Herrschaft war abgelaufen," fuhr Höppener fort. „Sein letztes Sandkorn war die Kugel, die den Helden Karl XII. bei Friedrichshall traf. Diese Herrschaft hatte das Land an den Rand eines großen Abgrundes geführt, und die Vaterlandsliebe gebot den Männern der Nation, nicht blos das zu retten, was gerettet werden konnte, sondern auch für die Zukunft ein Boll-

werk gegen eine Regierungsform zu errichten, deren ganze Grundlage in dem Willen eines Einzigen bestand.

„Von einer alleinherrschenden Königsgewalt ging man zu einer Königsgewalt über, welche durch die Mehrheit des Raths und durch einen von den regierenden Ständen abhängigen Rath gebunden war. Das auf einer solchen Grundlage aufgeführte Werk hätte eine Staatsordnung hervorrufen können, die der Bewunderung der Geschichte würdig gewesen wäre und den Bedürfnissen des Vaterlandes entsprochen hätte; aber leider blieben die Folgen weit hinter den Möglichkeiten zurück.

„Und warum?" fragt ihr. „Ich will es zu beantworten versuchen."

„Das schwedische Land ist mit dem Schwert in der Hand groß, ruhmreich und mächtig gewesen; aber mit dem Pflug war es arm und mittellos. Es hat Helden auf dem Thron und Bettler in den Hütten gehabt; es lebte von den blutigen Ernten seiner siegreichen Waffen, nicht vom Ertrag der mähenden Sichel; es hoffte auf die Früchte des Krieges, nicht der Arbeit; kurz, es hat viele Karle und Gustave gehabt, aber nicht einen einzigen Numa Pompilius. Wenn man an das Nationalgefühl des Volkes appellirte, so geschah es niemals, um uns in der inneren, bürgerlichen Entwicklung oder in nützlicher industrieller Thätigkeit zu fördern, sondern vielmehr einzig und allein, um für einen großen Heldenstaub, ein abenteuerliches Waffenspiel, einen ritterlichen Heereszug Sympathien zu wecken. Die Welt bewunderte unsern Muth und unsere Siege;

aber sie wußte nicht, daß unter der schimmernden Kriegsrüstung blos Lumpen verborgen waren. Mit den Ländern, die man eroberte, und mit den Schätzen, die man erbeutete, gewann das Land Lorbeeren und Ansehen vor der Weltgeschichte, und seine tapfern Heerführer errangen Ruhm und Glanz; aber das Volk selbst gewann nie Etwas; nach jeder großen Heldenthat stand es nur noch mehr ausgeplündert, ausgesogen und verarmt da. Der Staat schritt in zwei unaufhörlich auseinander laufenden Richtungen voran, in einer glänzenden, siegjubelnden, übermächtigen und herrschenden — siehe da unsere Aristokratie! — und in einer immer schwächer, immer ärmer und magerer werdenden, — siehe da unsere freien Grundbesitzer. Das Regierungsproblem der Nation ging in der Bildung eines mächtigen und starken Kriegerstammes im Norden auf, mit der gebietenden Macht der Heerführer auf der einen Seite, dem unbedingten Gehorsam und der Unterwürfigkeit des disciplinirten Soldaten auf der andern. So lernte der Adel zu befehlen, das Volk sklavisch zu dienen.

„Dies ist das Bild, das sich im Verlauf von ungefähr zwei Jahrhunderten darbietet.

„Die Staatsverfassung der Jahre 1719—1720 wurde nicht weniger vom hohen Adel als vom Volk willkommen geheißen, obschon unter entgegengesetzten Hoffnungen, worin beide Theile sich getäuscht haben.

„Der hohe Adel bewillkommte sie, weil der Rath noch immer eine vergleichungsweise unabhängige Stellung zu behalten hoffte; das Volk, weil es hoffte, daß die Staatsrechte hinfort gleichmäßiger vertheilt,

die bürgerlichen Interessen höher geachtet würden und die Grundsätze der politischen Freiheit sich vollkommener zum Nutzen des Ganzen entwickeln könnten.

„Ist das Eine oder Andere eingetroffen?

„Schon 1723 reichte der Bürgerstand der Ritterschaft und dem Adel eine Denkschrift ein, worin er mit Anführung von Gründen, die sich staatsrechtlich nicht umstoßen ließen, verlangte, daß die Civilämter des Reichs zur Hälfte mit Unadeligen besetzt werden sollen.

„Wie antworteten Ritterschaft und Adel auf dieses billige Verlangen?

„„Der löbliche Bürgerstand,““ antworteten sie, „„hat eine schwere Zumuthung gestellt, indem er die Hälfte aller Civilämter für sich verlangt, unter welchem Begehren die schädliche Absicht verborgen ist, unsere Kinder und Nachkommen, entgegen der Regierungsform und den Privilegien des Standes, auszuschließen, wie auch durch den Beifall und die Zustimmung der andern Stände den verderblichen Zustand zu begründen, wo sie durch die unter ihnen vereinbarte Stimmenmehrheit über die Vortheile, Freiheiten und das Eigenthum des Adelstandes gebieten könnten; dann können und dürfen wir als ehrliche schwedische Rittersmänner nicht dulden und gestatten, daß unsere theure Freiheit auf solche Art mit Füßen getreten, unsere Wohlfahrt dem Belieben und Wohlgefallen der andern Stände unterstellt und unser einziges Mittel zur Aufrechterhaltung des Standes, nämlich der Besitz adeliger Güter und Aemter, uns, der Regierungsform und den Privilegien zuwider, abgesprochen und genommen werde.

Derohalben haben wir in Betracht dessen und durch diese einstimmig unter uns beschlossene und aufgesetzte Vertrags- und Verbindungsschrift, auf's Kräftigste, bei unserer adeligen Ehre und Treue uns zusammenfügen und verbinden gewollt, um Alle für Einen und Einer für Alle zu stehen, und nöthigenfalls weder Gut noch Blut zu sparen, um die allgemeine Freiheit zu vertheidigen und weder diesen bedenklichen Versuch des löblichen Bürgerstandes, noch irgend Etwas, was in gleich schädlicher Richtung gegen die Regierungsform und unsere theuer erworbenen Privilegien unternommen werden könnte, Fortgang gewinnen zu lassen, sondern nach Kraft und Vermögen Widerstand zu leisten und als ehrliche schwedische Rittersmänner lieber das Aeußerste zu wagen, als uns solchen Drangsalen zu unterziehen und von irgend einem Stand ein schädliches Gesetz anzunehmen.""

„Aber damit nicht genug," fuhr Höppener fort, „auch die Regimentschefs vereinigten sich zu einer im selben Geist abgefaßten Antwort.

„Da wir mit Mißfallen vernehmen," heißt es darin, „wie die hier anwesenden Bevollmächtigten des löblichen Bürgerstandes, vermuthlich aus eigenem Drang und Trieb, und ohne Mitwissen ihrer daheim gebliebenen Mitbrüder, einige schädliche Unternehmungen zu des Adelsstandes, sowie zu unserem und unserer Nachkommen unvermeidlichem Verderben einzuleiten, durchzusetzen und zu weiteren gefährlichen Folgen den Weg zu bahnen versucht haben: so will es uns als ehrlichen schwedischen Männern und Regimentschefs nicht anstehen, unsre lieben Mitbrüder

von der Ritterschaft und dem Adel in der Bedrängniß zu lassen, von einem andern Mitstande im Reich Gesetze anzunehmen oder die Ehre, Wohlfahrt und das Eigenthum des vornehmsten Standes von der Willkür, dem Gutdünken und der Entscheidung einiger abholden, übelgesinnten und unredlichen Verschwörer abhängen zu lassen. Wir erklären also hiemit für uns und unsre daheim weilenden Mitbrüder, daß wir als ehrliche schwedische Männer nöthigenfalls mit Gut und Blut der Ritterschaft und dem Adel, sowie denjenigen Mitgliedern der andern Stände, welche die Ansicht der Ritterschaft und des Adels theilen, beistehen wollen, um die Freiheit des Reichs und die allgemeine Freiheit aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen, so daß wir Jeden, wer es auch sei, der sich untersteht, den geringsten Eingriff in dieselben zu machen, als offenbaren Reichsfeind, Friedensstörer und Eidbrecher ansehen und ohne Unterschied mit gebührendem Nachdruck bekämpfen werden."

Höppener schwieg hier. Keiner der Anwesenden bewegte sich von seinem Platze, Alle hatten ihre Blicke auf den Redner geheftet. Die meisten Zuhörer hatten die angeführten Aktenstücke entweder nicht gekannt oder wieder vergessen. Indem Höppener jetzt, beim Beginn einer neuen Reichsversammlung, daran erinnerte, stiftete er einen Brand, dessen Wirkung nicht zweifelhaft sein konnte.

„Diese Erklärungen der Ritterschaft, des Adels, sowie der Regimentschefs beweisen," fuhr Höppener fort, „auf welchem Fuß sie mit einander standen."

„Aber die feindselige und verachtungsvolle Ant-

wort des Adels wurde auch der Samen, woraus die Feindschaft zwischen dem Adel und dem Stand der freien Grundbesitzer sich entwickeln sollte, um zuletzt eine Frucht von der bittern Art des Zankapfels zu tragen.

„Den aristokratischen Elementen ist es inzwischen bis jetzt gelungen, die Rechtsforderungen der bürgerlichen Stände zu unterdrücken.

„Aus den Aktenstücken, die ich angeführt habe, kann Jedermann ersehen, was Ritterschaft und Adel unter „„Freiheit des Reichs und allgemeiner Wohlfahrt““ verstehen; man kann daraus auch ersehen, daß sie Jeden, der seine Stimme gegen ihre Interessen erhebt, als „offenbaren Reichsfeind, Friedensstörer und Eidbrecher“ betrachten.

„Diese Art, die Staatsverfassung zu deuten, geht von Stund an auch durch alle Reichsverhandlungen.

„Der Ausdruck „souveräne Stände“ hat nichts Anderes bedeutet, als „der souveräne Adel.“ In die wichtigsten Reichstagsausschüsse wählte der Adel allein ebenso viele Mitglieder, wie die andern Stände zusammen. Erklärte man nicht bei einer wichtigen Frage geradezu, die Bauern hätten Nichts damit zu schaffen, der Bauernstand dürfe in politischen und ökonomischen Angelegenheiten keine Stimme haben? Hat man ihn nicht, zuerst von allen Ausschüssen ohne Ausnahme, später wenigstens vom eigentlichen Sitz der Regierungsgewalt, dem geheimen Ausschuß, ausgeschlossen? Wer unter uns kann vergessen, wie der Bauernstand im Jahr 1734, als der Reichstag sich schon seinem Ende zuneigte, eine Deputation an den geheimen Ausschuß absandte, mit der Bitte um

Mittheilung der eigentlichen Ursache, warum man die Stände zusammenberufen habe? Welch eine kränkende Bedrückung gegen einen ganzen Stand, ihn nicht einmal vom Zweck seiner Zusammenberufung in Kenntniß zu setzen!“

Höppeners Aufmerksamkeit flog im Saale umher; er las auf den Gesichtern der Anwesenden, in wie weit seine Worte in ihren Seelen wiederklangen oder nicht. Er hielt eine Art von Revue.

Auf einmal jedoch blieb sein Blick haften.

Durch die halb offene Thüre waren nämlich so eben unsere zwei Leibtrabanten, Hermelin und Wallenstjerna, gefolgt von dem freundlichen, neugierigen Alten, hereingekommen.

Die Blicke Höppeners und des Greises begegneten sich. Beide schienen dabei von einem elektrischen Schlag getroffen zu werden. Offenbar ging etwas Eigenthümliches und Bemerkenswerthes in ihrem Innern vor. Besaßen sie Etwas, was sie zu einander anzog oder was sie feindlich von einander abstieß?

Mit einer Bewegung voll Stolz und Trotz, Muth und Kampfbegier wandte sich Höppener zuletzt von dem Unbekannten ab.

„Ich habe,“ fuhr er mit einer Stimme fort, die noch bestimmter klang als vorher, „ich habe nicht davon gesprochen, wie die königliche Gewalt eine kurze Zeit hindurch bemüht war, die Splitter ihrer Macht aus dem allgemeinen Umsturz zu retten, aber nichtsdestoweniger bald gezwungen wurde, sich besiegt zu geben und unterwürfig ihre Vernichtung zu unterschreiben in König Friedrich's denkwürdigen Worten:

„„Wir werfen Uns den Reichsständen in die Arme und erklären, daß Unsere Absicht einzig und allein dahin geht, Uns in allen Stücken an die Rathschläge und Verfassungen zu halten, welche die Reichsstände als nothwendig und nützlich erprobt haben.““

„Ich habe auch nicht davon gesprochen, wie die erste Rathsversammlung, die doch von älteren Zeiten her eine Art von nationaler Bedeutung hatte, rastlos für die Erhaltung ihres geretteten Uebergewichts stritt, bis endlich die Krisis eintrat, worin ihre Macht durch den nicht minder berühmten Ausspruch des Grafen Horn, daß das Ansehen des alten und vornehmeren Adels im Reich aufgehört habe, gebrochen wurde.

„Ebenso habe ich nicht von der Parteierbitterung gesprochen, die sich in den eigenen Reihen des Adels entwickelte, und die sich jetzt, unter dem Namen Hüte und Mützen, auf dem Grab der ursprünglichen Rathsgewalt in feindlichem Zweikampf erhebt. Gebt Acht auf diesen Streit. Es ist Saturn, der sein eigenes Geschlecht zerfleischt. Die Zwietracht rast mit der größten Heftigkeit. Das ganze Land ist hineingezogen. Wir selbst sind blos Theile dieses Kampfes. Es ist ein Sturmwind, der Alles mit sich fegt. Um einander zu stürzen, schichtet man den Ossa auf den Pelion, und den Olymp auf den Ossa. Während die Zwietracht ihr pro patria et libertate schreit, versinkt die ganze Selbständigkeit der Nation in den bodenlosen Abgrund der Corruption. Bald verkauft man uns an Rußland und England, bald an Frankreich. Nicht die Königsmacht, nicht der Wille der Nation, nicht unsere berathenden Stände

sind es, die uns regieren. Wir werden von St. Petersburg oder von Paris aus regiert. Die Stände, hat ein Engländer gesagt, gehören dem Meistbietenden, gerade wie wir in Smithfield Vieh kaufen."

Höppeners Blick fiel eben jetzt auf den an der Thüre stehenden Fremden, dessen Augen nicht mehr von Güte und Freundlichkeit leuchteten; es entglitt ihnen vielmehr ein Funke bitteren Hasses.

„Ist unser Regierungssystem — frage ich mit Gyllenborg — Monarchie, Aristokratie oder Anarchie?"

Die Zuhörer vermochten ihre schon allzu lang unterdrückten Gefühle nicht mehr zurückzuhalten. Ein stürmischer Beifall lief durch den Saal. Höppener schien darin die Aufforderung zu einer neuen, schließlichen Anrede zu erblicken und wandte sich also gegen die Mehrzahl.

„Wie auch die Wogen der Zeit von rasenden Winden zum Kampf gegen einander gejagt und in ihrem eigenen Streit zermalmt werden mögen," sprach er weiter, „so tritt doch etwas Ewiges als ein starker und mächtiger Stern aus der Tiefe hervor, und das ist das Christenthum, und das ist die Civilisation, das ist der Volksgeist. Was wollen diese? Sie wollen Gesetze, die alles Menschenrecht heiligen und der Thätigkeit ein Feld eröffnen, das von keiner andern Macht begrenzt wird, als von derjenigen, die in der eigenen Natur wahrer Thätigkeit liegt; sie wollen eine Ordnung, die in Weisheit und Wahrheit belebt und entwickelt in Freiheit und Selbständigkeit stark und vertrauensvoll ist. Sie wollen Gleichheit der

Rechte Aller vor denjenigen, die diesseits und jenseits der Gräber richten.

In einer weitentlegenen Zukunft sehe ich, nach dem Einsturz unserer Babel, aus den Ruinen eine Staatsform erwachsen, welche den rechtmäßigen Forderungen der Geschlechter würdig entsprechen wird.

Aber steht es uns zu, bis dahin zu schlummern?

Tretet schon heute vor die Machthaber und sprechet, die Hand auf Euerm Herzen, die Bekümmernisse aus, welche die Nation mit Bangigkeit erfüllen.

Ich fordere Niemand zu einem Verbrechen gegen die bestehende Staatsverfassung auf, aber ich fordere Jedermann auf, zu verlangen, daß sie eine Wahrheit werde.

In früheren, uralten Zeiten besaß jeder freie Grundbesitzer Stimmrecht bei den allgemeinen Volksversammlungen: man kam mit Schild und Schwert, und wenn man mit dem Schwert an die Schilde hämmerte, so war diese Beredtsamkeit genug, um den Willen des Volks durchzusetzen. Dies war eine bewaffnete Preßfreiheit, eine Buchdruckerkunst mit Schild und Schwert, eine Oeffentlichkeit, die auf wirklicher Freiheit beruhte. Seitdem ist ein erstickender Rauch durch den Staat gegangen, und bei Idavall suchen wir jetzt die Tafeln der Erinnerung, eine verlorene Nationalität, Freiheit und Selbständigkeit. Gewiß würden jedoch alle Bemühungen sie wiederzufinden gänzlich fruchtlos sein, wenn nicht während der hundertjährigen Nacht eine neue Macht ihr Auge geöffnet hätte, aus welchem neues Licht über die Welt strahlt, während ihr Blick immer tiefer durch das Dunkel vordringt, und diese Macht ist die Preßfrei-

heit. Mit ihr werden die Völker Alles wieder gewinnen, was sie verloren haben, und zwar verherrlicht und veredelt von dem Kampf selbst, worin so lange Zeit ihre Rechte niedergetreten und ihr Werth unterschätzt worden.

Fordert also vor allen Dingen Preßfreiheit, die Bedingung aller Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit. Ohne sie besitzt unser Geist nicht das Recht, sich in der Welt umzusehen und zu überdenken, was er sieht; ohne sie besitzt unser Geist nicht das Recht zu Bitterkeit oder Freude, nicht das Recht, sich von der Macht wahren Gefühls hinreißen zu lassen. Erst durch die Preßfreiheit erhält der Einzelne das Recht, das Visir vor seinem innern Leben aufzuschlagen, mit unverhülltem Gesicht vor die Gesellschaft zu treten und offen für seinen Glauben zu kämpfen*).

Die Preßfreiheit ist das helle Tageslicht des politischen und moralischen Lebens. Ohne Preßfreiheit ist es noch Nacht darinnen. Während der Nacht schleicht das Verbrechen heran, aber mit Tagesanbruch zieht es sich gleich Nebeln in seine Nester zurück, als schämte es sich, der Sonne Gottes in's Auge zu schauen. Nur die Preßfreiheit vermag die Strahlen der Gedanken einer ganzen Nation in ihrem Brennspiegel zu sammeln, um ihrerseits mit vereinigter Gluth jeden Bund von Ungerechtigkeit und Unterdrückung zu Staub zu verbrennen. Nur durch

---

*) Vor 1766 war gesetzlich keine Preßfreiheit gestattet. In der Verfassung von 1719—1720 wurde sie gänzlich vergessen.

sie wird das Recht und die Fähigkeit erworben, von den Gesetzen Schutz zu verlangen, die Unabhängigkeit des Einzelnen, das unverkümmerte Recht auf den Besitz dessen, was man gesetzlich erworben hat, die Freiheit von Steuern, die das Land nicht freiwillig auf sich genommen hat, die Zulassung der Geschicklichkeit und Erfahrung zu allen Staatsämtern, die Abschaffung der ausschließlichen Privilegien der vornehmen Geburt, sowie die Sicherheit der Person, die bis jetzt blos der Adel besitzt, nämlich das Recht, blos wegen erwiesener Verbrechen gefänglich eingezogen zu werden.

Von Kaiser Theodosius II. wird erzählt, er habe sich mit solchem Eifer in die heilige Schrift vertieft, daß er Tag und Nacht darin gelesen.

Alle Wahrheit, die im Himmel und auf Erden vorhanden ist, alle Freiheit und Gerechtigkeit, welche die Gesellschaft und die Individuen veredelt, hat sich auch in die Bibel gerettet, diesen großen Gesetzescodex voll von göttlicher und menschlicher Belehrung, diese Lebensquelle, deren Spiegel sich löst, sobald unser Herz in die wahre Bedeutung des Wortes eingeweiht ist.

Während der Nacht der Jahrhunderte hat sich die Menschheit, wie Theodosius, in diese Schrift vertieft.

In die Lampe, welche keuchend dabei leuchtete, hat keine menschliche, sondern eine göttliche Hand beständig neues Oel eingefüllt.

Die Lampe leuchtet noch in dieser Stunde. Noch in dieser Stunde sitzt das Menschengeschlecht in Er-

wägungen vertieft. Wie lange wird es so sitzen bleiben?

Ich habe eine große, eine unsterbliche Zuversicht.

So lange die Bibel vorhanden ist, so lange ist auch Hoffnung vorhanden, daß die Menschheit sich in Licht und Freiheit erheben werde. Die Bibel ist uns Gottes Bürgschaft für ihre Zukunft.

Gleich der Morgenröthe wird die Lampe zu einem neuen Tag anwachsen.

Die Gesellschaft wird eine Bibel werden.

Das Christenthum wird uns wahre Menschenwürde lehren."

Hier verstummte Höppener.

Seine Stirne strahlte, seine Augen leuchteten von Muth und Zuversicht, seine Brust hob sich. Langsam schweifte sein Blick von Neuem im Zimmer umher; aber auf einmal warf er ihn nach der Thüre, als hätte er dort einen Feind gehabt, den er mit der Kraft eines einzigen Ausdrucks zermalmen wollte.

Aber der Alte war fort.

Er hatte sich vor einer Weile mit Hermelin und Wallenstjerna entfernt.

Statt ihrer standen Forbus und Lars Larsson da.

„Warum blieben Sie nicht länger drinnen?" fragte Wallenstjerna den Alten, als sie in die Hausflur hinauskamen.

„Muß sagen," antwortete dieser, „war so warm da innen, griff mir den Kopf an, schwache Gesundheit, liebe lange Reden nicht, wird immer finsterer da außen."

Indeß wollte es Hermelin, der sich durch das

treuherzige Wesen des originellen Alten nicht ganz blenden ließ, bedünken, als ob sein so plötzlicher Entschluß, sich zu entfernen, Etwas enthielte, was mit seinem früher ausgesprochenen Verlangen, in den Clubb eingeführt zu werden, nicht ganz zusammenpaßte. Ueberdies hatte er auch bei Höppener in dem Augenblick, wo er die Anwesenheit des Unbekannten gewahr wurde, einen ganz eigenthümlichen Ausdruck bemerkt. Er begann hieraus allerlei Schlüsse von nicht vollkommen befriedigender Art zu ziehen.

„Höppener spricht wie ein ganzer Kerl," bemerkte Hermelin in der Absicht, dem Alten immer näher auf den Leib zu rücken.

„Ein vortrefflicher Redner," antwortete dieser lächelnd, „ein ausgezeichneter Redner, obschon er einen großen Fehler hat, einen sehr großen Fehler, aber dieser klebt allen ausgezeichneten Rednern an; der Gerichtsbauer in meiner Gemeinde hat denselben Fehler.

„Wirklich? . . . alle großen Redner . . . der Gerichtsbauer mit inbegriffen? Darf ich mir die Frage erlauben, in was dieser Fehler bestehen soll?"

„Diese Herren schneiden in's Gewächs . . . Sie verstehen mich doch, meine Herren, in's Gewächs ... d. h. sobald sie von den Häuten Anderer schneiden."

Der Alte schloß damit, daß er einen Gassenhauer trillerte. Bei dieser Gelegenheit hatte er sich allmälig die Treppen hinabgezogen und stand jetzt am Ausgang, der auf die Straße führte.

„Sie wollen sich entfernen?" begann Wallenstjerna; „kommen Sie lieber mit uns in die Düne herein und trinken Sie ein Glas mit uns. Sie

sind ein gemüthlicher alter Herr . . . verdammt gemüthlich."

„Hab' keine Zeit, meine Herren, muß mich sputen, habe Eile, ganz finster heute Abend . . . ich hätte Ihnen etwas anzuvertrauen . . . sehr finster heute Abend."

Bei Hermelin war nun einmal Mißtrauen oder Neugierde, was man am liebsten will, geweckt und wollte nicht mehr von ihm lassen.

Im Augenblick, wo der Alte auf der Treppe stand, um sich hinab zu begeben, legte Hermelin die Hand auf seine Schulter.

„Verzeihen Sie," sagte er, „daß ich mich noch erdreiste, Sie mit einer Frage zu belästigen; aber Sie haben uns nicht gesagt, wer Sie sind, und . . in Wahrheit ... wir setzen bereits zu großen Werth auf Ihre angenehme Bekanntschaft, als daß wir nicht auch Ihren Namen im Gedächtniß zu haben wünschten."

„Sehr richtig, ganz wie sich's gebührt, vollkommen in Ordnung," antwortete der Alte, indem er sich umwandte; „habe vergessen, Ihnen meinen Namen zu sagen, blos Bagatell, von gar keinem Werth; erlauben Sie mir, meine Herren, meine Karte dazulassen... Namen und Adresse auf demselben Wisch."

Dabei zog der Alte ein paar Karten hervor und überreichte sie, worauf er sich wiederum unter Bücklingen der Treppe näherte; aber gleich als hätte er Etwas vergessen, blieb er einen Augenblick stehen; dann wandte er sich von Neuem um.

„Sie erinnern mich auch an Etwas," sagte er, „sollte Ihnen ein Geheimniß anvertrauen."

„Wirklich! Sie sagten das."

„Versprechen Sie mir blos, keinem Andern Etwas davon mitzutheilen, müßte mich sonst schämen . . . Sehen Sie . . ."

„Seien Sie überzeugt . . ."

„Habe große Eile, ist sehr finster draußen."

„Nun?"

„Ich bin . . ."

„Sie sind . . ."

„Gespensterscheu, meine Herren, gespensterscheu."

Damit ging der Alte eilig und ohne sich umzusehen, die Treppe hinab und auf die Straße hinaus.

Hermelin folgte ihm mit einem mißtrauischen Blick in der Dunkelheit.

„Zum Henker," rief er plötzlich, indem er Wallenstjerna beim Arm faßte, „siehst Du . . ."

„Was?"

„Der Alte hat uns betrogen . . . da sieh . . . der Bettler und er . . ."

Sobald der Alte auf die Straße hinausgekommen war, nahm er nämlich den Bettler beim Arm und verschwand lachend in der Brunnengasse.

„Der Gauner!" war Alles, was Wallenstjerna sagte. „Zum Henker," fügte er jedoch hinzu, „wir haben ja seine Karte; wollen sie ansehen."

„Bah, Karten . . . Narrenspiel . . . falsche Karten . . ."

Inzwischen begaben sie sich in die Wirthsstube hinein, um sie näher in Betracht zu ziehen.

Sie lasen:

„Zum Souper eingeladen . . . das Datum war ausgesetzt . . . zum Unterzeichneten."

Die Einladung trug die Unterschrift: Baron Pechlin.

Verwundert sahen Wallenstjerna und Hermelin einander an.

„Was sagst Du?" bemerkte Hermelin. „Glaubst Du immer noch nicht, daß man uns an der Nase herumgezogen hat?"

Wallenstjerna warf sich lachend in einen Stuhl.

„Zum Henker, nein," antwortete er, „wenn es Pechlin selbst war, was ich jedoch nicht glaube, so ist er noch mehr zum Narren gehalten, als wir. Du begreifst doch, er muß sich in den Karten geirrt haben. Hat vermuthlich seine Hand in die rechte Tasche gesteckt, statt in die linke. Weißt Du, was wir thun müssen?"

„Nein."

„Wir müssen von den Karten Gebrauch machen."

„Wie das?"

„Wir sind ja ordentlich eingeladen. Ich gehe hin. Kommst Du mit?"

„Aber wir haben versprochen, daß wir hier zu finden sein wollen."

„Gleichviel. Einen Trabanten holt man nicht von dem Zweig, auf den man ihn setzt. In einer Viertelstunde haben wir unsere Toilette gemacht. Was meinst Du?"

„Die Königin . . ."

„Hat uns blos den Auftrag gegeben, die öffentliche Meinung zu sondiren . . . glaube mir . . . wir thun das am allerbesten in Pechlins Gesicht. Wir gehen . . ."

„Wohlan denn."
